

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Hilms	467
Doktor Besserwiffer. Aus Schweningers Metzschule	478
Der Page. Von Theodor Lufe	489
Ibsen und Mischke. Von Georg Brandes	490
Rußland in Roth. Von Leden	492
Motizbuch	495

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 8 a.

1906.

Inseraten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses **Carl Neuburger**,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

==== An- und Verkauf von Grundstücken ====

9-4 Uhr.

Carlton Hotel Astoria
Restaurant früher Hans
Berlin
Unter den Linden 32.



Regie des Tabacs
de l'Empire Ottoman.

Nur die Cigaretten und Tabake der
Kaiserlich Türkischen Tabak-Regie
bieten die absolute Garantie der Echtheit.

Man verlange dieselben in allen besseren Handlungen Deutschlands.

Engrosverkauf: Berlin SW., Kochstr. 8.

**Hervorragendes Tafel-
und Gesundheits-Wasser**

Minerale
Namedy
Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 30. Juni 1906.

Ultimo.

Vor elf Jahren wurde der Nord-Ostsee-Kanal dem Verkehr eröffnet. Zeitlich, wie die große Sache es wollte. Daß der Kanal nicht fertig war, durfte kein Grund sein, die Eröffnung zu verschieben. Fertig war weder das berliner Hofschauspielhaus noch der Teltow-Kanal, als sie eingeweiht wurden; noch lange nicht fertig. Geduld ist nun einmal nicht mehr unsere starke Seite. Will die Frucht nicht rasch reifen, so hält man die Lampe darunter. Spudet der Baumeister sich nicht nach Gebühr, so muß er uns für ein paar Tage wenigstens ein Gipfstückvergnügen bereiten. Das kostet Geld? Ja, liebe Leute, selbst der Tod ist nicht umsonst. Und im Juni 1895 wollten wir ein Weltfriedensfest feiern. Nach dem Muster Smail's, der 1869 den Suez-Kanal mit einer Prozenfeier im üppigsten Orientalenstil eingeweiht hatte. Damals, nachdem der preußische Kronprinz von der Kaiserin Eugenie in Kairo ungemein huldvoll behandelt worden war, schien der Friede so sicher, daß der Abgeordnete Birchow den Antrag stellte, die Militärausgaben des Norddeutschen Bundes zu verringern. Acht Monate danach mußte Graf Bismarck dem Parlament verkünden, der französische Geschäftsträger habe ihm die Kriegserklärung überreicht. Vestigia terrent? Unsinn; Aesop und Horaz waren nie Politiker und Holtzenau ist nicht die Höhle des Löwen. Wir laden die Völker der Erde zum Fest; und wenn alle Einzelheiten des Programmes geordnet und die Einladungen angenommen sind, kann uns der Reichstag das zur Kostendeckung nötige Sümmdchen (1 700 000 Mark) nicht weigern. That es auch nicht. Zwar hatte Pasteur den Orden Pour Le Mérite abgelehnt, hatten die Russen zur

Bedingung gemacht, daß Deutschland die Anfänge ihrer Aktion gegen Japan unterstütze. Doch die Einladung war überall angenommen worden. Der Kaiser rief: und Alle, Alle kamen. Nicht Alle gern. Im Senat der Französischen Republik sagte der Minister Hanotaur: „Wir gehen nach Kiel, weil wir hingehen müssen, nicht Nein sagen können, bleiben aber die Alten.“ Im Figaro sprach Herr Saint-Benest, die französischen Seeleute machten, la mort dans l'âme, wider Wunsch und Willen das Fest mit. Einerlei. Die Hamburger wandten etliche Hunderttausende dran, aus Gips, Cement, Drahtgeflecht, bepinselter Leinwand und Pfählen im inneren Alsterbassin eine Insel zu schaffen, unter deren Leuchthurm, zwischen Treibhausgewächsen und buntem Glühlicht, die fürstlichen Gäste Kaffee trinken könnten. Sie täuschten, mit Pappe, Leinwand und Opernregiekünsten, den Gästen auch ein fertiges Rathshaus vor. Und als man den künstlich hergestellten Kommunalpalast und das künstlich gethürmte Inselwunder bestaunt hatte, ging's auf ein für den Festtag gekünsteltes Schiff. Großfürst Alexej hielt sich mit finsterrer Miene im Sternchor des Kaisers und war froh, wenn er mit dem Admiral Léonard intim plaudern konnte. Admiral Skrydlow (der in Wladiwostok seitdem so traurigen Ruhm erwarb) lud die Vertreter der nation alliée et amie an Bord seines Schiffes und sprach in einer Tischrede die Hoffnung aus, den Tag zu erleben, an dem die Kieler Böhde russische und französische Geschwader zu anderem Zweck vereint sehen werde. Von Alledem erfuhren wir nichts. Der Presse war ein Salondampfer kostenlos überlassen worden. Fahrt, Herberge, Verpflegung: Alles gratis. Am Fallreep empfing jeder Journalist eine mit Importen gefüllte Cigarrentasche und ein Checkbuch, das ihm den Anspruch auf fünfzig Flaschen guten Weines, stillen und schäumenden, gab. Nach zwei Stunden, lasen wir, war der beträchtliche Sektoorrath bis auf den letzten Tropfen vertilgt. Nur natürlich, daß dem Weltfriedensfest kein rauher Kritiker erstand und daß die so reichlich geagte und getränkte Volksbildnerzunft in Loosten sogar den Herrn von Köller feierte, den sie auf dem Festland kurz vorher wie den Todfeind der Freiheit und der Kultur behandelt hatte. Das Deutsche Reich ist der Liebling aller Nationen, das Fest ein weltgeschichtliches Ereigniß, der Kanal, der den Umweg um Kattegat und Skagerak spart, ein miraculum mundi, ein herrlich vollendetes Werk. So sprach die Oeffentliche Meinung.

Der Kaiser hatte bei einer Regatta in der Sandownbai gesagt: „Deutschland besitzt eine seinen Bedürfnissen entsprechende Armee; wenn die britische Nation eine ihren Bedürfnissen entsprechende Flotte hat, so wird Dies von Europa im Allgemeinen als ein höchst wichtiger Faktor für die Aufrechterhaltung des Friedens betrachtet werden.“ Beim Kanalfest sprach er: „Meere

trennen nicht. Meere verbinden. Die verbindenden Meere werden verbunden durch dieses neue Glied zum Segen und Frieden der Völker. Die Theilnahme an unserer Feier seitens der Mächte, deren Vertreter wir unter uns sehen und deren herrliche Schiffe wir heute bewundert haben, begrüße ich um so lebhafter, je mehr ich darin die volle Würdigung unserer auf Aufrechterhaltung des Friedens gerichteten Bestrebungen zu erblicken das Recht habe.“ Und an Bord des britischen Admiralschiffes: „Sobald die Nachricht einlief, daß die Königin beschlossen habe, die Kanalslotte zur Eröffnungsfest zu entsenden, sandte ich diese Depesche durch den Telegraphen an meine Offiziere; und überall wurde die Nachricht mit herzlichster Freude aufgenommen. So lange unsere Flotte existirt, haben wir uns stets bemüht, unsere Ideen nach den Ihrigen zu formen und in jeder Weise von Ihnen zu lernen. Einer der schönsten Tage meines Lebens, die ich nicht vergessen werde, so lange ich lebe, war jener Tag, als ich die Mittelmeerflotte inspizirte, an Bord des Dreadnought stieg und meine Flagge zum ersten Mal aufgehißt wurde. Ich bin aber nicht nur der Admiral, sondern auch der Enkel der mächtigen Königin von England.“ Diese Worte wurden am sechszwanzigsten Juni 1895 gesprochen. Im August war der Kaiser in Cowes und wurde von der britischen Presse sehr unfreundlich begrüßt. Fünf Monate danach telegraphirte er an den Präsidenten der Südafrikanischen Republik: „Ich spreche Ihnen meinen aufrichtigen Glückwunsch aus, daß es Ihnen, ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appelliren, mit Ihrem Volke gelungen ist, in eigener Thatkraft gegenüber den bewaffneten Schaaren, welche als Friedensstörer in Ihr Land eingebrochen sind, den Frieden wiederherzustellen und die Unabhängigkeit des Landes gegen Angriffe von außen zu wahren.“ In der „Zukunft“ wurde damals gefragt: „Warum ist das Telegramm nicht vom Kanzler abgeschickt worden, der politische Entschlüsse zu verantworten hat und im Reich der kaiserliche Minister ist? Dann könnte man es ohne ängstliche Rücksicht kritisiren, dann träfen die Vorwürfe und Schmähungen nur den Kanzler und dem Deutschen bliebe der widrige Anblick erspart, daß die Person des Kaisers, der nach außen die Volkheit zu repräsentiren hat, jezt von den unansäudigsten Vermuthungen umspinnen wird.“

Ueber den Kanal selbst, das opus stupendum, ward damals hier gesagt, er werde nach menschlicher Voraussicht keine Rente, sondern Zinsverlust bringen; und an Moltkes Wort erinnert: „Wir bauen diesen Kanal vor Allem für Schweden, Rußland, Amerika, Frankreich und andere Mächte“. Die Regierenden dachten nicht so. Sie hatten eine erträgliche Rentabilität errechnet und festgestellt, daß der Kanal allen berechtigten Ansprüchen genüge. „Unliebame Unterbrechung“ des Verkehrs, sagte Herr von Boetticher im Reichstag, sei

nicht zu fürchten; „auch unsere größten Schlachtschiffe kommen bequem durch.“ Bald danach blieben zwei deutsche Schiffe, „Kaiser Wilhelm II.“ und „Augusta Victoria“, im Kanal stecken. Er ist eben noch nicht fertig, hieß es; man hat ihn, wie das Reichstagshaus und das Tuberkulin, zu früh dem Verkehr übergeben. Das spricht nicht gegen die Ertragsfähigkeit der neuen Wasserstraße. Amtlich wurde der Kanalverkehr auf elf, nach der ersten Enttäuschung noch immer auf sechs Millionen Registertonnen geschätzt. Im dritten Jahr waren es 2 805 094, im siebenten 4 285 301 Registertonnen. Die Einnahmen blieben noch 1898 um sechsunddreißig Prozent unter der Vorausschätzung, trotzdem im Herbst 1896 die Kanalgebühr ermäßigt und die Frequenz dadurch gesteigert worden war. Jetzt wird offiziös gemeldet: „Eine Kommission von dreißig höheren Beamten hat die Kanalstrecke bereist, um den neuen Verbreiterungsplan auf seine Durchführbarkeit zu prüfen. Die Kosten der Ausführung werden auf ungefähr zweihundert Millionen Mark zu beziffern sein. Obwohl die Einrichtungen tadellos funktionieren, kostet die Kanaldurchfahrt jetzt oft mehr Zeit, also auch mehr Geld als die Umfahrt um Skagen. Nicht mit siebenzig Prozent, wie angenommen wurde, sondern nur mit dreiunddreißig ist der Kanal bisher an dem Gesamtverkehr zwischen Nord- und Ostsee theilhaftig. Für große Schiffe ist die Benutzung des Kanals jetzt kaum ein Gewinn; für die größten ist sie ganz ausgeschlossen: diese Schiffe können weder die Kurven nehmen noch die Schleusen passieren. Der Kanal genügt schon heute dem Verkehrsbedürfnis nicht mehr und wird ihm von Jahr zu Jahr weniger genügen. Die Verbreiterung ist im Interesse der Kriegsmarine und der Handelschiffahrt unbedingt nöthig.“ Seit der Eröffnung sind elf Jahre verstrichen. Die Hoffnungen sind enttäuscht worden. Und jetzt wird das Wunderwerk werthlos, wenn der Reichstag nicht für die Verbreiterung zweihundert Millionen bewilligt. Da die Gebühren, Schlepplöhne, Abgaben im Rechnungsjahr 1901/02 nur 2 113 526 Mark brachten, schwindet jede Aussicht auf Rentabilität. Als neulich aber der Zeltow-Kanal (eher fahrbar war, versteht sich) mit dem üblichen Pomp geweiht wurde, nannte Herr von Voetticher sich einen Kanal-Sachverständigen und brachte sich als den „Erbauer“ des opus stupendum in Erinnerung. Der Herr (der endlich nun aus dem Staatsamt in die Domherrnpründe schlüpft) sollte froh sein, wenn Keiner dran denkt, Keiner ihn für das Mißlingen des Werkes verantwortlich macht. Fast all seine Berechnungen und Angaben sind als falsch erwiesen; und heute hört man, jeder halbwegs fähige Polytechniker habe längst gewußt, daß der Kanal die Aufgabe, die ihm zugedacht ward, nicht bewältigen könne. Doch das Weisheitswort war ein weltgeschichtliches Ereignis.

• Eine andere Erinnerung. Vor acht Jahren reiste der Kaiser, um die

dem Christen heiligsten Stätten zu sehen, ins Osmanenreich. In Bethlehem sprach er: „Unter allen möglichen Vorspiegelungen reißt man ein Stück nach dem anderen von den Mohammedanern los, wozu man gar keine Berechtigung hat.“ In Damaskus, am Grab des Christenverfolgers Salah ed Din: „Bewegt von dem Gedanken, an der Stelle zu stehen, wo einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der große Sultan Saladin, geweilt hat, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte, ergreife ich mit Freude die Gelegenheit, vor allen Dingen dem Sultan Abdul Hamid für seine Gastfreundschaft zu danken. Möge der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird.“ Beim Einzug in die festlich geschmückte Haupt- und Residenzstadt Berlin: „Überall, wohin wir kamen, auf allen Meeren, in allen Ländern und in allen Städten hat der deutsche Name jetzt einen Klang, wie er ihn noch niemals vorher hatte. Überall ist er geachtet und geschätzt wie nie zuvor.“ Auf dem schlanken Serrafertthurm hatte neben der Halbmondsflagge zum ersten Mal wieder die schwarz-weiß-rothe Fahne geweht. Feierlich war der Kaiser in Jerusalem eingezogen. Am Grabmal des Salah ed Din, der Lufignan schlug und Richard Löwenherz sogar die palästiniische Wohnung des Friedens verrammelte, hatte er einen Kranz niedergelegt. Jeder Türke, der diese Vorgänge sah, jeder Araber, in dessen Ohr Wilhelms Wort drang, war seitdem sicher: Hinter dem Padischah steht der mächtige Imperator el Alemania. Mußte sicher sein. Wenn er von der „innigen Freundschaft“ hörte, die den Kaiser dem Sultan verbinden solle, senkte er freilich nur die Lider und hielt den schwappenden Giaur für einen Narren. Der Orientale ist kein Ideologe, kein sentimentalischer Schwärmer. Innige Freundschaft! Um eine Tischdecke, einen Teppich wird einen halben Tag lang gefeilscht. „Billig hat der blonde Imperator seine Freundschaft gewiß nicht gegeben; noch um hohen Preis aber ist sie uns nicht zuthuer. England, Frankreich, Rußland, Oesterreich, die Magyaren selbst mit dem Plan ihres Balkanbundes können uns nichts mehr anhaben. Deutschland hilft uns aus jeder Noth.“ Glaubten es nicht auch Deutsche? Die Intimität mit dem Osmanenreich, dachten sie, ist nicht ungefährlich; sie kann uns in Konflikt mit Rußland und den Westmächten bringen. Dafür aber bekommen wir im Herrschaftgebiete des Sultans Handelsprivilegien von höchstem Werth und sind in der islamischen Welt wirklich vornan; und bleibens auf unabsehbare Zeit.

So sprach, nach dem Bestrausch der Kaiserreise, die Hoffnung. Nicht lange danach sagte, in einer Stunde nüchterner Selbsterkenntniß, Freiherr

Marschall von Bieberstein, Deutschlands Botschafter am Goldenen Horn, bei einem Patriotenfest im Deutschen Handwerkerverein: „Was wir hier im Orient erreicht haben, verdanken wir nicht großen, geheimen diplomatischen Künsten und Schachzügen, sondern der Tüchtigkeit und Arbeit deutscher Handwerker, Techniker und Kaufleute.“ Er hat nie wahrer gesprochen. Nur hinzuzufügen vergessen, daß wir überhaupt nichts Beträchtliches erreicht haben. Kein Privileg. Unter den blödsinnigen Scherereien, die fast das einzige Lebenszeichen türkischer „Verwaltung“ sind, leidet der deutsche Kaufmann genau so wie jeder andere. Nicht einmal ein nützlichcs Prestige. Die Orientalen, die ihre Kraftwörter gern aus dem Bezirk physiologischer Vorgänge holen, haben oft, hohe Würdenträger sogar, vor dem Ohr deutscher Rechtsjücher erklärt, daß sie auf den Botschafter und die Konsuln des Deutschen Reiches... pfeifen; in solenniter gewährten Audienzen. Das klingt dem Europäer schlimmer, als es gemeint ist; verräth aber nichts von besonderer Hochachtung. In dem Botschafter sehen die Muslime im Grunde nur einen mit tönendem Titel gepudten Vertreter der Firma Krupp, der mit allen Mitteln Profite machen will; und da er den Auftrag hat, unter allen Umständen *doucement* vorzugehen, bleiben seine Reklamationen noch länger unerledigt als die anderer Missionchefs. Der Deutsche erlangt, was man seiner Tüchtigkeit schließlich nicht weigern kann. Vornan sind wir nur, wo es sich um Ordensverleihungen handelt; und diesen Vorsprung gönnt uns die Konkurrenz. Bleibt die Bagdadbahn. Unbestreitbar ein Produkt der Kaiserreise. Am ersten Dezember 1898 kehrte Wilhelm nach Berlin zurück. Am Tag vor der Weihnacht des Jahres 1899 unterzeichneten in Konstantinopel Zihni-Pascha und Georg von Siemens den Präliminarvertrag, durch den die Société du chemin de fer ottoman d'Anatolie das Recht erhielt, die Eisenbahn von Konia nach Bagdad und Basra zu bauen. Seitdem ist dieser Bahnbau der Pivot deutscher Orientpolitik. Der geschickte und erfahrene Generalkonsul Stemrich hatte nach fünfzehnmonatiger Inspektion der Strecke erklärt, die Bahn werde nicht rentiren. Der Kaiser aber dem bedenklichen Sultan erklärt: Ich baue sie Dir. Hundert Schreiber priesen, wie vorher den Nord-Dräse-Kanal, das neue „unvergleichliche Kulturwerk“. Wird es besser rentiren als der Kanal? Sicher; wenn für ausreichende Bewässerung gesorgt, das jetzt von kurdischen Räuberhorden durchstreifte Land einst von arbeitsamen und wehrfähigen Bauern besiedelt und der Bahn aus türkischen (noch nicht verpfändeten) Reichseinnahmen eine genügende Kilometergarantie gewährt wird. Leicht sind diese drei Bedingungen nicht zu erfüllen; sind's wahrscheinlich nur, wenn die unfähige Osmanenregierung mit ihrer Bakischmoral in diesem Gebiet völlig abdankt. Doch vielleicht erleben wir noch, daß die indische

Post über Konstantinopel befördert wird und daß fürs Vaterland mehr als für Dividenden begeisterte Aktionäre sich mit einem Papier zufrieden erklären, das ihren Enkeln Zins tragen kann. Und vielleicht bringt der flinke Geheimrath Helfferich, der zu rechter Zeit noch, vor dem lauten Skandal, der Kolonialabtheilung in ein milderes Klima entfloß, die Sache in Ordnung und läßt uns vergessen, was er durch seine ostafrikanische Münzreform gesündigt hat.

Vielleicht. Wahrscheinlich ist's nicht. Der Bau und Betrieb der Bagdadbahn, die am Persischen Meerbusen enden soll, ist eine leise, doch leidenschaftlich umstrittene Frage der Weltpolitik. Dieser Eisenstrang würde nicht nur die Verbindung mit Schantung (Kiautschou) sichern, die durch den anglofranko-japanischen Dreibund jetzt bedroht ist, sondern auch einen trockenen Weg nach Indien öffnen. Er gefährdet das Interesse Rußlands, das ein eisfreies Meer braucht und, seit es auf Südostasien verzichten mußte, den Blick sehnsüchtig auf den Persischen Meerbusen richtet. Das politische und das wirtschaftliche Interesse; denn Mesopotamien wäre, schon mit Korn und Naphtha, den russischen Exportwünschen ein fürchterlicher Konkurrent. Auch Oesterreich und Ungarn (man muß sich gewöhnen, den Bindestrich wegzulassen) würden die Folgen spüren, wenn das Land zwischen Euphrat und Tigris intensiv bewirtschaftet und dem Weltverkehr erschlossen würde. Und daß weder Frankreich noch England dieser Entwicklung müßig zuschauen kann, braucht nicht bewiesen zu werden. Frankreich hat das Händchen im Syndikat und stellt einstweilen der Anatolischen Bahn den Generaldirektor. England hat während des Burenkrieges, als wir die Gelegenheit, die Mähne des Leun zu stutzen, versäumten, zugesagt, es werde uns auf dem Weg nach Bagdad keine Schwierigkeit machen. Long ago; und Bagdad ist noch nicht Baära. Baut nur, dachte der Brit: wenn Euch, ein gutes Stück vor dem Persischen Meerbusen, der Athem ausgeht, kommt meine Zeit. Wir blieben sorglos. Hatten ja Abd ul Hamid für uns.

Haben wir ihn noch? Am zwölften Mai sagte ich hier: „Großbritannien ärgert in Persien und mehr noch in Egypten jetzt die Türkei. Der Hauptzweck ist zunächst wohl, dem mißtrauischen Abd ul Hamid ad oculos zu demonstrieren, daß er in Nothlagen auf Deutschland nicht rechnen kann. Diese Absicht war sofort erkennbar und deshalb mußten wir unruhig halten und durften nicht loskreischen: Wir werden Englands Kreise nicht stören! Welcher Kadett war denn wieder für dieses falsche Manöver verantwortlich? Nach Abd ul Aziz nun Abd ul Hamid. Und der Islam sollte doch unsere große Hoffnung sein. Schöne Worte haben die Mohammedaner gehört, in Konstantinopel und in Tanger, aber nachgerade wohl auch gemerkt, was drauf zu geben ist. Sobald sie einsehen, daß sie ohne England nichts erreichen, hat die Freundschaft mit

den deutschen Gläubigen ein bitteres Ende.“ Seitdem wurde mir aus dem Moayad, dem größten panislamischen Blatte des Osmanenreiches, die folgende Artigkeit übersetzt: „Deutschland treibt seine alte Politik ruhig weiter: in guten Tagen ist es der Türkei und den Mohammedanern ein treuer Freund; in schwerer Zeit zieht es sich zurück und überläßt uns rücksichtslos unserem Schicksal.“ Aus einem Artikel, den Mustafa Pascha Kamel, ein vorher als Freund Deutschlands bekannter Politiker, in El Liwa, der nationalen Zeitung Egyptens, veröffentlicht hat: „Deutschland hat sich, trotz den klangvollen Worten seines Kaisers, muthlos von uns zurückgezogen. Daß es Akabas wegen nach dem Schwert greife, war vielleicht nicht zu verlangen. Doch der Deutsche Kaiser telegraphirt ja sonst bei jeder Gelegenheit in die Welt hinaus. Diesmal fand er kein Wort, als Rußland und Frankreich dem Handeln Englands zugestimmt hatten. Das Deutsche Reich bringt seinen Freunden mehr Schaden als Nutzen. Vermag es nichts gegen England? Dann müssen wir uns eben an den Stärkeren halten.“ Und aus einem Blatte der Jungtürken: „Freundschaft mit Deutschland? Wir danken. An einem Sultan haben wir gerade genug.“ Ähnliche Stimmen könnte ich noch eine halbe Stunde lang citiren. Meine Vermuthung war leider also richtig. Jedem Wachen mußte sie kommen. Was hat der Sultan, was haben „die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren“, von uns denn gesehen? Zuerst, daß wir, statt schon für das vortheilhafte Angebot unserer Freundschaft reichlichen Lohn zu erzwingen, uns mit einem Almosen abspießen ließen. Dann, daß wir das antitürkische, von Lobanow und Aehrenthal vorbereitete, von Lamsdorff und Soluchowski in Würzburg besiegelte Programm schweigend hinnehmen mußten; die Flottendemonstration der Großmächte nicht hindern konnten; in Tanger und Algiras vor Aller Augen vereinsamt waren; und jetzt, als der Briten in Akaba und Tabah den Turban zauste, ängstlich aufkreischten: Wir werden Englands Kreize nicht stören! Vor dem Gebein ihres Salah ed Din war ihnen gesagt worden: „Zu allen Zeiten wird der Deutsche Kaiser Euer Freund sein.“ Dürfen wir sie tadeln, weil nach achtjähriger Erfahrung diese Freundschaft sie nicht mehr so werthvoll dünkt wie am Tag von Damaskus?

Abd ul Hamid mag Wilhelms Freund geblieben sein. Auch mit dieser Möglichkeit haben die londoner Staatsmänner, denen unsere Orientpolitik die Richtung vorschrieb, gerechnet. Der Sultan (dem kein Verständiger über den Weg traut und der am Ende doch hundertmal mehr Menschen gemordet hat als der schwärzeste Hintertreppentrepow) ist noch immer eine Macht; ist als Khalif, als geistliches Oberhaupt aller Muslimin. Ist aber nur, so lange er über Mekka und Medina, die Heiligen Stätten islamischen Glaubens, herrscht.

Sieht da ein von Englands Gnaden regirender Scheich, dann ist der Mann im Wildzirkiß nur noch der Herr über die Osmanen des inneren anatolischen Gebietes, der (von den Jungtürken bedrohte) Khan eines an Leib und Seele entarteten Volkes, das Unfruchtbarkeit und endemische Syphilis sicherem Untergang weihen. Dann mag er dem Deutschen Kaiser der treueste Busenfreund sein: Britannien hat gegen solche Intimität nichts einzuwenden. Um den Sultan zu schwächen, hat es ihm an drei Stellen die Glanke verwundet. Die Eisenbahn nach dem Golf von Akaba, dem nordöstlichen Theil des Rothen Meeres, sollte gehindert werden: also schufen die Briten, die seit den Tagen der entente cordiale und des Scherifenlärms in Egypten nichts mehr zu fürchten haben, bei dem türkschen Hafestädtchen Akaba Befestigungen und wehrten (im Mai) den Gegenstoß der Osmanen ab. In Aden sollte der Aufruhr gefährlicher dräuen: also wurden, wie Bantuneger und Hottentoten, auch dort die Rebellen mit Geld und Waffen versorgt. Im Wilajet Badra, nah beim Persischen Meerbusen, sollte verdächtiger Rauch sichtbar werden: also wurde in Korein el Koweyt ein Feuerchen angezündet und der für die Bagdadbahn brauchbarste Hafen besetzt. Wie langewirds dauern, bis Abd ul Hamid auf Mekka und Medina verzichten muß? Schon liest man in englischen Blättern, Deutschland wolle sich in Persien schnell eine Interessenzone schaffen, habe aber eingesehen, daß es ohne die Zustimmung und die finanzielle Hilfe Britaniens die Bagdadbahn nicht bis nach Badra fortführen könne, und sei deshalb bereit, gegen ausreichende Konzessionen den Engländern in Arabien freie Hand zu lassen, den türkischen Widerstand gegen die Mekkabahn nicht zu unterstützen und sogar in Makedonien mit den anderen Großmächten gemeinsam zu handeln. Lockt wieder zu neuen Ufern ein neuer Kahn? Soll in Makedonien endlich ernsthafte Reformarbeit geleistet werden, dann kann die Türkei ihre erhöhten Zolleinnahmen nicht für die Kilometergarantie der Bagdadbahn verwenden. Warten wirs ab. Daß John Bull den lieben Vetter Michel wieder mal zur Dupe machen will, kann nicht zweifelhaft sein. Deshalb die Freundschaftsbetheuerungen, die Papierguirlanden, die Fütterung deutscher Zeitungsschreiber; deshalb selbst in den beim Singo beliebten Häusern the cups, that cheer, but not inebriate. Graf Wolff-Metternich, der noch immer in London den Botschafter spielen darf, fühlt sich schon im siebenten Himmel, aus dem im Rhamadan der Koran herabgetragen ward, und schießt täglich ein Delblättlein über den Aermelkanal. Politiker können nur vor der Antwort auf die Frage zaudern, ob uns im Haag eine funkelnagelneue Neutralitätspflicht oder gar die Begrenzung der Wehrmacht zugemulhet werden soll oder ob der Leu die Zeit schon gekommen glaubt, wo er die Lage nach der Bagdadbahn recken darf. Glaubts erst, dann

ist die britisch-russische Verständigung über den ganzen Komplex der asiatischen Streitfragen auf Deutschlands Kosten inzwischen Ereigniß geworden.

Zu Staunen und Trauer wäre kein Grund, wenn Deutschlands Politik (so muß der höfliche Patriot das Hützejucken ja wohl nennen) die Türkei ihrem Verhängniß überließe. Auf den Islam dürfen wir nicht mehr hoffen. Der hat gesehen, daß wir weder dem Sultan des Ostens noch dem des Westens helfen, und hat seit der großen Retirade aus dem Scherifenreich den Glauben an die blonden Ketter verloren. Schon mußte man lesen, in Konstantinopel sei die deutsche Flagge zerfezt und mit Füßen getreten worden; und war die Meldung falsch, wurde sie uns nicht nur, wie alles Unangenehme, verschwiegen, so stand sie doch in weithin verbreiteten Orientalenblättern: war mindestens als Symptom also wichtig. Statt ohne vorbedachten Plan nach Marokko zu laufen und den Muslimen zu zeigen, daß all unser Gerede den „souverainen“ Sultan nicht vor Kuratel und Polizeiaufsicht schützen kann, mußten wir uns mit Frankreich über Kleinasien verständigen und dafür sorgen, daß den Schläu- köpfen von Albion nicht der Gedanke kommen könne: Jetzt sind sie drüben schlecht genug behandelt worden, sind müd und werden uns für ein freundliches Lächeln keinen irgend erfüllbaren Wunsch weigern. Wir mußten, wenn wir uns in der Welt Mohammeds als Vormacht behaupten wollten, auch ungefähr wenigstens die Psyche des Orientalen kennen. Der hat, wenn er am Wort eines Kranken erst zu zweifeln anfing, auch schon zu zweifeln aufgehört; und hier schien das Wort eines Kaisers verpfändet. Den gewinnt man nicht mit schönen Redensarten von Freundschaft und Bruderliebe. Der haßt den Christen inbrünstig, handelt, wo ein lohnender Profit winkt, aber gern mit ihm und scheut sich eben so wenig wie der berliner Antisemit, der zu Wertheim, Tieg oder Sandorf rennt, dem billig verkaufenden Todfeinde die Tasche zu füllen. Krupp wäre, so lange er auf der Höhe blieb und Schneider nicht zu fürchten hatte, seine Kanonen auch ohne excellenten Agentendienst losgeworden. Wir haben uns kein der Macht des Reiches entsprechendes Äquivalent gesichert, sondern kleine, manchmal beinahe unwürdige Geschäftchen gemacht und mit unserem Geschrei ganz falsche Vorstellungen von der Bedeutung der Türkei als eines für Absatz und Expansion geeigneten Landes gewedt. Das Osma- nenreich ist arm, seine Wirtschaft rückständig, seine Verwaltung ein Kinder- spott, noch der beste seiner Märkte unsicher. Die deutschen Kaufleute, die dort leben, schinden sich uns liebe Brot. Die Deutsche Levante-Linie giebt, trotz- dem sie gut geleitet und von der Regierung mit allen amtlichen Kräften ge- fördert wird, noch heute keine Dividende. Was wir in dieses arme Reich im- portiren, hat prozentual in unserer Handelsbilanz keine nennenswerthe Be-

deutung. Diesen Import gönnt uns Jeder, wird Keiner uns rauben. Die Eisenbahnpläne aber hat die unkluge berliner Politik gefährdet. Während wir hingingen, winzigen Vortheil einzusäckeln, schufen wir den Schein der Absicht, von diesem Punkt aus die Welt zu bewegen. Lärmten und jubilirten, trösteten und verhießen, bis, wie am Tag der Pfingsten einst nach der Apostelgeschichte, Alle sich entsetzten und Einer den Anderen fragte: Was will Das werden? Bis England das Trachten begriffen und das letzte Glied in seine Bündnikette gefügt hatte. Jetzt sind wir dem Islam ein Gräuvel; haben alle Großmächte gegen uns und höchstens noch den Sultan als Hort. Der aber wird sich entweder bei Eduard einschmeicheln oder nicht mehr lange Khalif sein. Und ein Mann, der Elektrizitätsanlagen verbietet, weil er wähnt, Dynamo sei ungefähr das Selbe wie Dynamit, ist immerhin ein nicht ganz zeitgemäßer Freund.

Doch wir hatten Feste, Reden, *spectacula* jeder Art, ganz wie beim Kanal; und können ohne solche Sensation nun einmal nicht leben. Ist kein Triumphgesang anzustimmen, so doch ein Klage lied. Der Erdkreis liebt uns zärtlich und huldigt dem deutschen Namen; oder: Wir sind höchst schmäählich verkannt und von wühlendem Haß umlauert. Nur nicht schweigen, nicht, wie andere Nationen, mal für ein Weilchen vergessen sein. Das wäre fürchterlich. Lieber soll man, wie Paulus zu den Korinthern, zu uns sprechen: Euer Ruhm ist nicht fein; drum feget den alten Sauerteig aus, auf daß Ihr ein neuer Teig werdet! Eben erst ward es wieder erreicht. Ein paar Kolonialgeheimnisse sind ans Licht gekommen. „Pflichtvergessene Beamte!“ Gegen ein solches inneres Uebel einer deutschen Behörde muß mit aller Schärfe vorgegangen werden.“ Also rasch: „Verfolgung durch die Staatsanwaltschaft oder, wenn dieser Weg nicht ans Ziel führt, Erneuerung des Beamtenkörpers der Kolonialabtheilung.“ So witterts von Nordeney her. Die Erneuerung des Beamtenkörpers könnten wir uns gefallen lassen, wenn sie nicht auf die unteren Organe beschränkt bliebe. Nicht gefallen lassen dürften wir uns den thörichten Randaikton, der in keinem Verhältniß zur Ursache steht. Wer denkt daran? Deutschland ist wieder in Aller Mund, hat wieder seinen Staatsfandal, der den Schreibern aller Zonen im Nothfall über die Hundstage hinweghilft. Neuestes, Allerneuestes! . . . Die Rechnung kommt, la douloureuse, die kein Auge gern sieht. Kommt, wie sie nach der Geschäftregulirung noch immer kam; am letzten Tag des Quartals stets so pünktlich wie am ersten die sechstausend Mark, die der Erbprinz zu Hohenlohe aus dem eigentlich für Witwen und Waisen bestimmten, vom Kaiser aber nach freiem Ermessen verwendbaren Dispositionsfonds als Vierteljahrzulage zum Gehalt des Kolonialdirektors bezieht.

Doctor Besserwiffer. *)

Aus Schweningers Arzteschule.

Die Aufgabe des Arztes ist, den kranken Menschen so zu behandeln, daß er gesund wird. Nun trägt aber der ärztliche Beruf eine Gefahr in sich. Der Arzt ist dem Kranken gegenüber der Stärkere. Je eifriger der Arzt sich seiner Arbeit widmet, um so seltener findet er Menschen, die ihm überlegen sind. Aus diesem Verkehr mit der Schwäche entwickelt sich der Hochmuth, das Kennzeichen der Ärzte. An und für sich ist dieser Mangel an Selbsterkenntniß eine persönliche Unart, die dem Träger selbst in den Momenten besserer Einsicht eben so widerwärtig ist wie seiner Umgebung. Wenn wir die Tage für unsere Leistungen und für unsere Kräfte verlieren, wenn wir im Haus Tyrannen, im Verkehr mit Berufsgenossen Neider, in der Gesellschaft anmaßende Narren werden, so kann man darüber lachen oder weinen. Es hat nicht viel zu sagen. Doch giebt es Zustände, in denen der Hochmuth der Ärzte eine Gefahr für Volk und Geschichte wird; und eine solche Epoche ist da.

Wie die Sachen jetzt liegen, betrachtet der Arzt als sein Recht, für das Wohl aller Menschen, gesunder und kranker, zu sorgen; ja, er hält es sogar für seine Pflicht. Er soll die Gesundheit erhalten, Krankheiten verhüten, sich

*) In Nachstadt, hart an der Grenze von Selbwyla, tagte vor ein paar Wochen ein Kongreß der Antihygieniker. Bästes Volk war versammelt; Leute, vor dessen Nähe es den Reinen (in diesem Fall also den zünftlerisch geschulten Mediziner) schaudert. Nur natürlich und billig also, daß der Kongreß totgeschwiegen wurde. Viribus unitis von der Nachpresse und den großen Zeitungen. In Schweningers Arzteschule aber (die von Großlichterfelde inzwischen nach Schwaneck bei München verlegt worden ist) nahm man sich der Sache an. Die da vereinten jungen und alten Keger haben nämlich, neben anderem rüchsfändigen Aberglauben, auch noch die Sucht, zu erfahren, was draußen, jenseits von der friedlich eingehegten Gemarkung offizieller Wissenschaft, gedacht und erstrebt, gewollt und erlitten wird. Ein völlig zweckloses Treiben, versteht sich; was er zu glauben, zu wollen, zu thun hat, erfährt Jeder ja aus den Lehrbüchern der Autoritäten und den Demonstrationen berühmter Kliniker. Doch so ist diese Sippe nun einmal. Soll man die ihr Angehörigen (die Zahl ist in staubalder Weise angewachsen) nicht, trotz Doktorgrad und Staatsdiplom, kurzweg Pjuschler nennen? Item, eines schönen Sommerabends kam auch der Kongreß der Antihygieniker dran. Schweningers Schüler Dr. Grodded, der in Baden-Baden wirkt, hatte dem Kongreß beigewohnt und die wichtigsten Reden aus dem Stenogramm übertragen. Hier ist zunächst eine davon; für die Wichtigkeit des Wortlautes trägt Herr Dr. Grodded die Verantwortung. Unglaubliches Zeug! Und so Etwas wird von Männern, die sich Ärzte zu nennen wagen, auch noch ernsthaft diskutiert, als handle sich um einen Bericht über die Segen stiftende Wirkung der Tuberkulose-Heilstätten oder um die Frage, ob man nicht unmittelbar nach der Geburt den Wurmforslag beseitigen müsse, um den erwachsenden Menschen vor der Appendizitis zu schützen. Lest; und vernehmst, vor der Vabereije, was im Jahrhundert der Lecherhygienindustrie noch möglich ist.

selbst entbehrlich machen. Das fordert er von sich. Das verlangt die Stimme der Zeit. Dazu geben ihm Volk und Staat die Macht. Die Hygiene ist uns anvertraut worden; wir sollen nicht nur berathen und prüfen: wir halten auch die ausübende Gewalt fast ganz in unseren Händen. Für mich ergeben sich daraus zwei Schlüsse. Wer dem Arzt eine solche Aufgabe stellt, ist von der Angst zerrüttet; er hat den ruhigen Verstand verloren. Daß wir aber dieses Amt uns ausdrängen ließen, gierig nach der Macht saßten und sie gebrauchten, beweist: unser Hochmuth wurde Selbstüberhebung; wir nahmen eine Pflicht auf uns, die wir nicht erfüllen können.

Wir stehen jezt in dem Jahrhundert der Angst. Jede Lebenserscheinung erhält von dieser Herrscherin das Gepräge. Je mehr die Scheu vor Hölle und Teufel verschwunden ist, um so tiefer hat sich die zeitliche Furcht in Aller Wesen eingestossen. Angst in jeder Gestalt erfüllt das Dasein; namentlich Angst vor Krankheit. Es ist beschämend, zu sehen, welche Breite der Gedanke an Wohlsein und Gebrechen in Dichtung und Presse, im täglichen Leben und in der Gesetzgebung, in Verkehr und Unterhaltung, in Familie und Oeffentlichkeit einnimmt; beschämend, zu erkennen, welche Klasse von Kraft für die Erhaltung der Gesundheit verschwendet wird, während man doch wissen müßte, daß auch dieses Gut, wie jedes andere, täglich von Neuem in tausend Gefahren erobert werden muß, wenn es nicht ein hohler Besitz werden soll; ist beschämend, zu hören, wie man diese klägliche Gemüthsverfassung, die an das habgierige Verscharren eines Schafes erinnert, als etwas Herrliches preist. Lächerlich aber ist es, wenn man den Arzt zum Richter über die Volksgesundheit macht. Niemand ist dazu weniger befähigt als gerade er. Das halte man nicht etwa für ein Paradoxon. Wer überhaupt erst wagt, die Befähigung des Arztes zum Schützer des Volkswohls in Frage zu ziehen, hat auch schon die Antwort. Sie lautet: Der Beruf des Arztes erschwert, ja, verhindert das richtige Urtheil und das richtige Handeln in der Stellung des Hygienikers.

Stellen wir uns einmal auf den Standpunkt, daß die Gesundheit das höchste Gut sei. Dann müßte der Volkgeist dem Ziel zusteuern, nur die körperlich und geistig wirklich Gesunden am Leben zu erhalten, die Kranken und Schwachen aber zu beseitigen. Daß es geht, ist keine Frage. Das Experiment ist in geschichtlicher Zeit gemacht worden. Wo aber könnte man einen Menschen finden, der dazu weniger geeignet wäre als der Arzt, dessen ganzes Wesen strebt, dem Kranken zu helfen, ihn möglichst lange vor dem Tod zu schützen? Daß man gerade ihm die Sorge für das Wohl, für die Gesundheit des Volkes anvertraut, ist eine von den großen Dummheiten unseres Zeitalters; daß er sich für berechtigt hält, diese Sorge auf sich zu nehmen, ist ein Zeichen, wie sehr er das Verständniß für sich selbst verloren hat.

Ich wähle ein Beispiel. Ein Mensch, der wirklich davon durchdrungen

ist, daß auf der Gesundheit die Zukunft der Welt beruhe, muß das Kind eines Geisteskranken, eines Trunkenboldes, eines Epileptikers verabscheuen; muß es beseitigen, wenn er kann. Der Arzt aber? Der muß es hegen und pflegen, es aufziehen, so schwach es ist, muß seiner Schwäche durch das Leben helfen, muß es lieben. Er thut genau das Gegentheil Dessen, was ihm sein hygienischer Verstand gebietet; seiner Anlage, seinem Beruf nach kann er gar nicht anders. Den Tuberkulösen, den Syphilitiker, den Ibioten, den Krüppel, den Niggestalteten: sie Alle wird er am Leben erhalten. Und diesem Manne vertraut man die Zukunft der Rasse an, von der doch Jedermann heutzutage annimmt, sie beruhe auf der Gesundheit? Diese Annahme ist falsch; aber sie gilt doch jetzt im Leben, in jeder Regung des Volksgesistes. Ist Das nicht Narrheit? Ist es nicht Hochmuth, wenn der Arzt eine Pflicht übernimmt, die er nicht erfüllen kann, gar nicht darf? Ist Das nicht schlimmer? Ist's nicht Betrug?

Wie fadenscheinig ist das Gewand, mit dem man den Betrug verhüllt! Da ist die Tuberkulose. So lange haben wir von der Vererbung tuberkulöser Anlagen gesprochen, daß jetzt jedes Kind darum weiß und daran glaubt. Wenn dieser Kinderglaube nun wahr ist: was thun die Aerzte, um die Gefahr für die Rasse, die Gefahr, die sie so anschaulich zu schildern wissen, zu beseitigen? Sie schreiben und sprechen gegen die Ehe Tuberkulöser; und gleich danach laufen sie zum Vater Staat und beschwären ihn, Lungenheilstätten zu bauen. Als ob jemals ein Tuberkulöser ein Weib, das ihm gefiel, unberührt ließ, bloß weil es der Arzt so gebot! Welcher Selbstbetrug von Menschen, deren beste Kenntniß Menschenkenntniß ist! Wenn ein Arzt seine Kranken nicht anders herstellen zu können glaubt als in einem Sanatorium, so soll er sich eins verschaffen, wie und wo er mag. Daß aber der Staat, der die Kraft des Volkes erhalten will, Lungenheilstätten baut, während er glaubt, die Tuberkulose sei der Feind der Menschheit: Das ist gewissenlos. Ein Staat, der dieses Märchen glaubt, muß jeden Tuberkulösen hängen lassen.

Ein Feind der Menschheit ist die Tuberkulose? Wie kann man Das agn! Wer die Leistungen der Tuberkulösen auf die eine Waagschale und die der gesunden Menschen auf die andere legte, würde wohl anders sprechen. Kommt es denn immer nur auf die Zahl der Menschen an und nie auf ihren Werth? Mir klingt es rauh in den Ohren, wenn ich den Arzt von dem grausamen Menschenfeind Tuberkulose sprechen höre. Sah dieser Mann denn nie einen Schwindfüchtigen sterben, frage ich mich. Hat er denn nie zu Häupten des Kranken die große Hoffnung erblickt, mit der die Schwindsucht den Tod besiegt? Wie leichtfertig gehen die Menschen mit Worten um!

Der Arzt, von Staat und Publikum zum Hüter des öffentlichen Wohls berufen, hält die Nachkommenschaft Tuberkulöser für eine Rassengefahr, ist aber trotzdem bemüht, dafür zu sorgen, daß die Tuberkulösen möglichst lange fähig

bleiben, solche gefährdende Nachkommenschaft in die Welt zu setzen. Das ist ein Widerspruch im Handeln. Er kommt daher, daß der Arzt zwei unvereinbare, einander aufhebende Pflichten übernommen hat: die Sorge für die Kranken und die für die Gesunden schließen einander aus. Genau so wie bei den Tuberkulösen ist es bei den Geisteskranken, den Syphilitikern, den Schwachen und Kranken jeder Art. Der Arzt braucht ein weiches, ganz den Mitmenschen gewidmetes Herz. Wer die Kraft eines Volkes stählen will, muß ein hartes Herz und einen mitleidlosen Willen haben, der unbedenklich den Mitmenschen opfert, wenn er die Zukunft schädigt. Diese Verquickung zweier Pflichten, der gegen die Mitwelt und der gegen die Nachwelt, bewirkt in dem ruhig denkenden Arzt einen Zwiespalt, der mit Cynismus oder Entsagung enden muß.

Es ist nicht anders: ein Arzt, der die Doppelpflicht der Sorge für den einzelnen Kranken und für das Wohl der Menschheit auf sich nimmt, vergeht sich gegen alle Vernunft. Es ist, als ob er ein Rad mit dem linken Arm vorwärts, mit dem rechten zugleich rückwärts rollen wollte. Im günstigsten Fall treibt es unter ganz unnöthigen Anstrengungen, die höchstens seiner Muskelkraft nützen, vorwärts; vielleicht bleibt es unbeweglich stehen; vielleicht aber rollt es auch zurück. Dieser dritte Fall wird bei den hygienischen Gesetzen der Aerzte Ereigniß. Der ursprüngliche Beruf des Arztes, Schwachen zu helfen, macht sich immer wieder geltend. Erfüllt der Arzt den tiefsten Sinn seiner Aufgabe, Bedürftigen Heil zu gewähren, so, sagen wir, sündigt er gegen das öffentliche Wohl gemäß der allgemeinen Annahme, daß es für die Kinder wünschenswerther sei, von gesunden Eltern abzustammen als von kranken. Er schädigt die Zukunft. Und schon sein Streben, möglichst viele Menschen gesund zu erhalten, führt, wie auch der Erfolg sein mag, zu dem selben Ende, zum Sinken der Volkskraft. Das Ziel der ärztlichen Hygiene ist, die Gefahr des Lebens so zu vermindern, daß auch der anfällige Mensch sicher ist. Mit der Verringerung der Gefahr wird jedoch auch die Anforderung an die Volkskraft und deshalb natürlich auch die Volkskraft selbst vermindert, genau so wie ein starker Mensch langsam an Muskelkraft einbüßt, wenn er der Übung entbehrt. Je sicherer das Leben wird, um so tiefer sinkt die Leistungsfähigkeit der Lebenden, wenigstens Derer, die für die Welt Etwas bedeuten. Wenn sie nicht in dem allgemeinen Frieden verfaulen wollen, müssen sie sich selbst Gefahren schaffen: und bei dieser Arbeit allein schon, bei diesem Mühen, Gefahr zu bestehen, geht ihnen der beste Theil des Lebens verloren.

Allerdings verbreitet sich ja die Meinung immer weiter, daß alles Gesehene, Kultur und Kunst, Krieg, Fortschritt und Rückschritt, von den Massen abhängt, nicht von den Einzelnen. Glaube es, wer's glauben mag. Für mich ist dieser Glaube an die Massen allein schon ein Zeichen, daß das Uebergewicht der Großen über die Kleinen abnimmt. Und diese Bevorzugung der

Menge entspricht wiederum dem ärztlichen Wesen. Hier ist der Hebel, mit dessen Hilfe der ärztliche Beruf zu seiner unnatürlichen Machtstellung erhöht worden ist. Der Arzt kann die Qualität der Menschen nicht richtig schätzen; dem Grunde seiner Seele steht die schlechte Qualität ja viel näher als die gute. Ist's ein Wunder, daß er all seine Vorschläge dieser schlechteren Qualität anpaßt?

Von dem Bestreben, die Menge der Menschen zu mehren, verleitet, sehen die Aerzte die geringere Sterblichkeit, die Einschränkung der Seuchen und die Eingriffe des Staates in die persönliche Freiheit, ja, in die besten Rechte der Familie als große Kulturforschritte an. All diese Dinge lassen sich aber auch von einer anderen Seite betrachten. Daß der Staat Polizeimaßregeln trifft, die, wie die Anzeigepflicht, dem Seelenleben des Einzelnen Gewalt anthun, ist ein Zeichen seiner Macht. Mag ers thun, wenn er ein Volk findet, das so schwach geartet ist, sich gefallen zu lassen. Man weiß es ja längst: dieser überbildete Europäer, der frei zu sein glaubt, ist unselbständig wie ein Kind, ein Sklave der Angst, der wie ein Hund sich einem neuen Herren anschließt, wenn er den alten verloren hat. Daß aber Aerzte ihre Wissenschaft zu fördern glauben, wenn sie Seuchengesetze ausarbeiten und Schutzimpfungen empfehlen, ist eine sonderbare Idee. Sie graben damit der Wissenschaft den Boden ab. Gelingt es wirklich, mit Hilfe einer Impfung eine Seuche zu bannen, so geht damit das Wissen von dieser Seuche zum Teufel. Die Pockenimpfung, dieses Kleinod aller wissenschaftlich Gebildeten, hat ja angeblich die Pocken zum Verschwinden gebracht. Für die Wissenschaft ist die einzige Folge, daß wir nichts mehr über die Blattern wissen, nicht einmal, ob unsere Generation dafür noch empfänglich ist. Man verwechselt so oft Wissenschaft und Proxiß, Wissenschaft und Technik. Die Einschränkung der Seuchen ist eine Frage der Technik, hat mit der Wissenschaft ganz und gar nichts zu thun, ja, schadet ihr nur. Ob diese Technik, die sich fälschlich Wissenschaft nennt, irgend einen Erfolg hat, muß noch bewiesen werden. Daß Scharlach, Masern, Diphtherie, deren Gifte wir längst gewohnt sind, sich nicht über enge Bezirke hinaus verbreiten, wird doch Niemand im Ernst auf die dünnwandige Isolierung, die heute Mode geworden ist, zurückführen wollen. Diese Seuchen sind zur Zeit gar nicht zu weiterer Ausbreitung fähig, eben so wenig wie die Cholera oder der Typhus. Epidemien, die noch mit frischen Giften daherkommen, kümmern sich weder um den Arzt noch um den Staat. Die Influenza that es nicht und (wir sehen es an den frischen Gräbern und werden es zum Heil menschlicher Vernunft noch deutlicher sehen) die Genickstarre that es noch weniger. Man wird allmählich erkennen (was man übrigens früher schon genau wußte), daß Seuchen Jugend, Alter und Tod haben, daß alle Seuchen Zeiten der Wuth und der Schwäche durchleben, die Syphilis eben so wie die Tuberkulose, wie die Pest, der Schwarze Tod und die Cholera. Die Geschichte erweist es längst.

Wie aber, wenn nun gar die Bekämpfung der Seuchen vom kulturellen Standpunkte aus ein Fehler wäre, wenn der gute Staat, der sich so leichtgläubig von den Ärzten führen läßt, seinen eigenen Wohlstand damit untergräbe? Schließlich ruht doch die Bedeutung eines Staates, eines Volkes, einer Rasse in den Leistungen. Und nun achte man einmal darauf, wie sich die Leistungen der Völker stellen, wenn Seuche oder Krieg, der ja auch eine Seuche, eine *rabies epidemica* ist, darüber hinweggebraust sind, wenn das große Sterben kam. Das wäre eine Aufgabe für die Wissenschaft. Hier und da hat sie auch Einer ihrer Jünger begriffen. Das Ergebnis wäre vielleicht sehr ungünstig für die wohlwollende Vormundschaft des Arztes; würde vielleicht sogar zahlenmäßig beweisen, daß die Qualität der Menschen höhere Berechtigung hat als ihre Menge; würde beweisen, daß der Arzt, der berufene Vertreter der Schwachen, wohl ein Freund des einzelnen Menschen, aber ein geborener Feind der Menschheit ist. Denn er opfert die Begabung der Zahl.

Aber lassen wir Leistung, Kultur und alles Hohe bei Seite; halten wir uns einfach an Das, was dem modernen Menschen imponirt, was er zu verstehen glaubt: an die Zahl. Wohin führt das ständige Wachsen der Bevölkerung? Zum Malthusianismus, zum Zweikindersystem, zu kaltblütigem, wohlüberlegtem Mord der Zukunft zu Gunsten einer feigen Gegenwart, zum Untergang der Rasse. Der Staat, getrieben von der Angst der Zeit, berathen von den Ärzten, den schlechtesten Anwälten der Zukunft, zerstört methodisch die Ehrfurcht vor der Zukunft, den tiefsten Sinn des menschlichen Lebens, Kinder zu zeugen über die Eltern hinaus, und erreicht dafür, sicherer als jede Seuche, ja, mit unfehlbarer Sicherheit, die Verminderung der Volkszahl. Er vernichtet den Adel der Gesinnung, den Adel der Art und schließlich die Art selbst.

Ein sonderbares Schauspiel. Da ist ein Publikum, schlotternd bis auf die Knochen vor Angst, das liebe Leben, dieses meist so erbärmliche Leben könne verloren gehen. Das kreischt empor zu dem Staat: Hilf mir, daß ich keine Schmerzen habe, daß ich nicht erkranke, vor Allem hilf mir, daß ich nicht sterbe! Und dieser Staat wieder zittert vor dem feigen Gefindel, und weil er nirgends Menschen mehr findet, die Muth haben, wendet er sich an die Einzigen, denen er sich nicht anvertrauen sollte, an die ganz Unbefugten, an die Ärzte. Sie allein fürchten ja nicht Krankheit und Tod; können sie nicht fürchten: ihr Beruf gewöhnt sie an Krankheit und Tod. Der Dämme unter ihnen, der Feigste unter ihnen verachtet diese verächtlichen Gespenster. Man sieht den Arzt gleichgiltig von Scharlachhaus zu Scharlachhaus gehen, als sei er gegen jede Gefahr gefeit. Unser helles Jahrhundert aber, statt aus dieser sicheren Ruhe des Arztes den richtigen Schluß zu ziehen, daß der Schrecken der Seuche nur ein Wahngewilde ist, unser helles Jahrhundert, in den tiefsten Tiefen voll des wüthendsten Aberglaubens, betet an. Auf einmal wird es von dem alten

Wunder- und Zauberglauben übermannt; es sieht plötzlich eine Kraft, die dem Gift und dem Grabe gebietet, und betet an. Wie sollte der Arzt ob dieser Anbetung nicht den Verstand verlieren? Er, der wie ein Handwerker sein Tagewerk thut, ohne je daran zu denken, daß es gefährlich sei, der an der Todes- und Krankheitsfurcht seiner Kranken die unausrottbare Menschenverachtung erlernt, dieser einfache Mensch sieht vor sich die Fürsten und Hohen der Welt, bittend und sorgend: Meister, sage mir, wie soll ich leben, daß ich den Tod nicht schaue? Er hört das klägliche Schreien der Massen: Heilender, Heiliger, errette uns von allem Uebel! Da verdreht sich ihm das Gehirn. Er vergißt, daß er eben noch harmlos an dem Cholerafranken arztete, wie ein Tischler an einem Schrank arbeitet; ein betäubender Rausch der eigenen Größe umnebelt ihn und er dünkt sich einen Gott. Aber er ist kein Gott. „Fürchtet Euch nicht“: dieses hohe Wort spricht er nicht aus. Er lächelt nicht mild über die Kleingläubigen, sondern fängt, bethört vom Hochmuth, zu schreien an; laut und immer lauter schreit er sein Wehe über die Menschheit, verdreht in fanatischer Wuth die Augen und zeigt der lebenden Menge den Höfen der Krankheit, furchtbar bemalt und ausgestaffirt; er verkündet die neue Hölle, die irdische Hölle, die diese gebildete, feige, abergläubige und ganz entmannte Menschheit verdient. Schließlich redet ihm der Teufel sein Wort ins Ohr und er verkündet laut und sicher: Thut Buße, folget mir nach, ich kann Euch erlösen! Haltet meine Gebote, so werdet Ihr die Krankheit nicht schauen. Und dieser selbe Mensch, der Hohepriester der Angst, geht nach wenigen Augenblicken wieder eben so gleichgiltig ins nächste Seuchenhaus und ahnt nicht einmal, daß er sich selbst Bügen straft: so hat ihn die Anbetung der Menge genarrt.

Wie also steht es mit der ärztlichen Hygiene, die so hoch gepriesen wird? Sie vermindert die Sterblichkeit, rühmt man ihr nach. Mag sein. Aber sie vermindert auch die Geburten, sie untergräbt die Geschlechtmoral, sie zertritt die Elternfreude, die höchste der Erde. Sie thut Alles, was ihrem eigenen Wahrspruch nach die Rasse verschlechtert, sie lähmt die Arbeit mit Versicherung und Krankenkassen, sie bricht die Kraft der Heere, sie hemmt die muthige That und vergiftet den muthigen Sinn. Sie beschränkt der eigenen Forschung das Feld. Sie verlegt mit ihren Gesetzen die Freiheit, sie verbietet im Namen der Angst die Pflichten der Liebe und Freundschaft, sie lehrt die Kinder ihre kranken Eltern verachten und hassen, sie heftet den Fluch an unzählige Geburten. Anathema sit! Und das Alles um den Wahn, sie könne Krankheiten verhüten. Wer wagt, zu behaupten, die Krankheiten seien seltener geworden? Wer weiß Etwas darüber? Selbst wenn man der Statistik glauben wollte: sie gilt ja nur für ein paar Jahrzehnte, für einen Zeitraum, in dem sich Sitte und Gewohnheiten viel zu wenig geändert haben, um irgend einen Schluß auf vergangene Zeiten zu erlauben. Mit diesen Zahlen läßt sich nichts

beweisen, gar nichts. Was sich aber beweisen läßt, ist, daß wir Aerzte mit unserer vielgerühmten Prophylaxe nicht eine Seuche aufhalten können; ganz zu schweigen davon, daß wir je im Stande wären, einen Herzfehler, einen Nierenstein zu verhüten. Wir müßten allmächtig sein; und selbst dann würden wirs nicht können, ohne die ganze Welt, die ganze Menschheit zu zerstören.

Denn die Krankheit ist eine Naturnothwendigkeit, eben so berechtigt zur Existenz wie die Gesundheit, eben so Leben gebend, Leben begründend wie die Gesundheit. Im Grunde ist Krankheit und Gesundheit gar kein Faktum, sondern eine Fiktion, ein Begriff, in rohen Zeiten erfunden, um Unserstaudenes mit bloßen Worten zu erklären.

Unsere medizinische Wissenschaft, wie unser Sprachgebrauch, arbeitet, wenn sie die Worte Krankheit und Gesundheit anwendet, mit einem Mißverständnis; und die Wissenschaft ist noch nicht einmal so weit gelangt, zu erkennen, daß es ein Mißverständnis ist. Wie in die Physik die Worte Kälte und Wärme als Begriffe aus dem subjektiven Gefühlsleben des Menschen herübergenommen wurden, so hat man aus dem Gefühlsleben die Worte Gesundheit und Krankheit für die Medizin entlehnt. Denn Beides sind Gefühlsbegriffe: Warm und Kalt, Gesund und Krank. Aber während die Physik den Sinn der Worte längst methodisch und bewußt willkürlich für ihre wissenschaftlichen Zwecke durch Bestimmung des Gefrierpunktes umgestaltet hat, giebt sich die Medizin, die doch auch Naturwissenschaft sein, auch forschen will, mit dem Irrthum der eisgrauen Vergangenheit ab, als ob darin eine Wahrheit verborgen sei. Ehe unsere Wissenschaft nicht kraft ihrer herrischen Gewalt, wie es die Physik that, bestimmt hat: „Hier ist ein Punkt; den messe ich mit dem Instrument; Alles, was oberhalb dieses Punktes liegt, ist gesund, Alles, was darunter liegt, ist krank, einerlei, ob der einzelne Mensch sich auf diesen Punkten gesund oder krank fühlt; und ich thue Das zu ganz bestimmten, nur mir eigenen Zwecken“, — ehe sie Das nicht bestimmt, hat sie noch nicht den ersten Schritt auf dem Wege des Forschens gethan, hat sie noch nicht einmal die Methode erkannt, mit der man einzig forschen kann, die Methode der bewußten Verdrehung der Thatfachen zum Zweck des Erfahrens. So wie sie jetzt ist, lebt diese Wissenschaft von dem Uberglauben, dessen sich Jeder mehr schämen sollte als des Glaubens an Wunder, Himmel und Hölle.

Noch zurück zu den Seuchen! Da haben wir etwas Greifbares, eine Thatsache, nicht etwa einen wissenschaftlichen Begriff, sondern einen Lebensvorgang, ein Geschehnis, das Jeder packen kann. Und gerade an diesen Seuchen läßt sich beweisen, daß sie nicht durch die Aerzte gehemmt werden. Wir können vermuthen, daß die größere Reinlichkeit die Seuchen eindämmt. Aber wer wagt, zu behaupten, diese Reinlichkeit sei das Verdienst der Aerzte? Sie kam, weil die Europäer ganz allmählich aus Barbaren und wilden Thieren

Menschen wurden. Vornehme Kulturen wie die der Griechen und Römer besaßen sie in viel höherem Grade als wir (Das weiß jedes Kind) und gegen die Japaner stehen wir noch immer weit zurück. Aber Niemand wird annehmen, daß diese Völker ihre Reinlichkeit den Ärzten zu danken hatten. Ein edler Menschenschlag kann gar nicht anders existiren als reinlich; so wenig wie ein edles Pferd es kann. Und wenn sich die Ärzte gar rühmen, sie hätten unserer Generation das Wasser gegeben, so ist Das eine Fälschung der Thatfachen. Es wäre ja sehr schön, wenn wir wirklich solche Prometheusnaturen wären. Aber leider beweist die Geschichte der Medizin, daß die Ärzte und die Pfaffen es waren, die die Reinlichkeit hinderten. Was sage ich? Die tägliche Erfahrung beweist, daß der Arzt noch immer der Feind der Reinlichkeit ist: er, der die Frau in dem Schmutz ihres Menstruationblutes sitzen läßt, der den Scharlachkranken wie einen Papiertrogen vor jedem Tropfen Wasser behütet. Daß es auch Ärzte gegeben hat, die nicht wasserscheu waren, ist wahr. Aber eben so wahr ist, daß die Reinlichkeit den Ärzten abgetropft werden mußte. Warum? Weil sie im Aberglauben leben, im finstersten Mittelalter jetzt noch herumtappen, weil sie, statt zu forschen, noch nicht einmal versucht haben, dem Wesen der Forschung nachzudenken.

Und wie mit dem Wasser, so ist es mit der Wohnung, mit der Nahrung, so ist es mit Allem und Jedem. Die Ärzte haben sich nur ein hygienisches Verdienst erworben; ihr Ruhmestitel ist die Isolirung der Kranken und die Seuchengesetzgebung. Ueber Beides muß man lachen. Wie? Ihr wollt die Infektion durch einen Scharlachkranken verhüten, von dem Ihr erst am zweiten, dritten Fiebertag erkennt, daß er Scharlach hat? Nachdem er in der langen Inkubationzeit, in den Tagen, ehe das Exanthem, Euer geliebtes Exanthem ausbricht, Alles durchsucht haben müßte? Ihr wollt die Epidemie aufhalten, wo doch täglich Bäder und Fleischer und Briefträger und vor Allen die Ärzte die Keime weiter tragen müssen, wenn das offizielle Märchen von der furchtbaren Uebertragbarkeit des Giftes wahr ist? Wißt Ihr auch, was Ihr thun müßtet, um sicher zu sein? Ihr müßtet dem Kranken den Darm mit einem Keil verschließen, die Harnröhre zuschnüren, die Haut müßtet Ihr ihm absengen, den Mund zunähen, dem Kranken und Euch selbst dazu. Und dann wäret Ihr auch noch nicht sicher. Oder wißt Ihr etwa nicht, wollt Ihr nicht wissen, daß bei jeder Anlage eines Kanals, bei jedem Wühlen in den Eingeweiden der Erde all Eure schlimmen Feinde, die Ihr besiegt hattet, von Neuem aufstehen und von Neuem morden? Man soll nur warten, wie die Nachwelt über unsere Lungenheilstätten richten wird, über diese künstlichen Brutstätten der Schwindsucht, besüßwortet und gepriesen vom wahnsinnig gewordenen Pfaffen der Angst. Aus der Erde wird ein Gespenst erstehen, so sicher wie der Tod. Metan, Davos, die ganze Riviera, Egypten, Madeira: so viele Namen, so

viele von Ärzten in Besthöhlen verwandelte Paradiese. Ein Schrecken ist diese Hygiene; schlimmer noch: ein Verbrechen.

Die ärztliche Hygiene hat nur Eins erreicht: das Wachsen der Angst; und damit hat sie sich eines Vergehens an den Geboten der Menschenliebe und an der Kultur schuldig gemacht. Denn wer einen von der Angst Befessenen noch mehr verängstigt, ist grausam; und die Kultur eines Volkes ist gefährdet, sobald ihm der moralische Muth genommen wird.

Ich erwarte nicht, daß man meine Meinungen theilt; ich halte Das bei dem Geisteszustand unserer Zeit für unmöglich. Selbst wenn jedoch irgend Jemand eben so wie ich denken sollte, daß die Hygiene in der Hand des Arztes ein Widerspruch in sich selbst ist, könnte er immer noch das Ziel dieser Hygiene, die Gesundheit, für erstrebenswerth halten. Er könnte glauben, daß Gesundheit wirklich der beste Boden für das Gedeihen aller göttlichen Früchte sei. Aber selbst Das wäre nach meiner Ueberzeugung ein Irrthum.

Ich erinnerte schon vorhin daran, daß die Worte Gesundheit und Krankheit leere Laute sind, die nicht etwa irgend ein Verhältniß erklären, sondern es sogar jeder Forschung entziehen. Halten wir uns aber an das nebelhafte Gebilde des Sprachgebrauches, das doch immerhin einst einen Sinn gehabt hat und noch jetzt sich im konkreten Fall auf bestimmte Thatfachen anwenden läßt, so frage ich: Wann ist jemals bewiesen worden, daß Gesundheit überhaupt ein Gut, noch gar, daß sie das höchste sei? Das läßt sich nicht beweisen. Das ist eben nur Geschwäg. Jeder, der sich besinnt, wird sich eines solchen Wortes schämen, genau so wie er sich des Lobes der Faulheit oder des sinnlosen Lurus schämen würde. An sich ist die Gesundheit nicht mehr werth als der Reichtum oder das Wohlbehagen oder die hohe Stellung. Sie könnte höchstens Mittel zum Zweck sein, die Bedingung zu größeren Leistungen. Das ist sie aber ganz und gar nicht. Wir betreten hier ein Gebiet, auf dem der Arzt die Antwort geben müßte und könnte.

Ich berufe mich auf die Erfahrungen aller Ärzte. Jeder einzelne muß bestätigen, daß er täglich Leistungen von Kranken sieht, die denen eines Gesunden nichts nachgeben, ja, daß Menschen, die nichts leisteten, erst durch das Kranksein zur Entfaltung ihrer Gaben kommen, daß die Kraft in dem Bewußtsein der Krankheit zu Höhen wächst, die der Gesunde nie erreicht. Ich meine nicht nur den großen Heroismus, die stolze Seelenstärke, die so oft bei kurzen und langen Leiden hervorbricht und die die Herrlichkeit des Menschengesistes erst offenbart, sondern ich spreche von reinen Leistungen und Thaten, die sich in Ziffern feststellen lassen, von den höchsten Werken der Wissenschaft, der Kunst, der Staaten- und Heeresleitung an bis zu dem ganz gewöhnlichen Geldgeschäft. Und zwar sind Das nicht etwa Ergebnisse der Verzweiflung, der Anspannung letzter Kräfte, sondern es ist das Erwachen aller guten Gaben

im Kampf; das Ringen des Menschen mit sich selbst, der immer, Stunde vor Stunde, neu erfochtene Sieg über die Schwäche, über das Leiden, das Hochgefühl, ein Herr der Natur zu sein, hebt den Menschen. Für den ehrlichen Arzt ist der Satz, Gesundheit sei die Grundlage der Kultur, eine Lüge. Er weiß, daß die Krankheit oft eine treibende Kraft ist, vielleicht sogar die höchste, die es giebt; und wenn er Das, wie es jetzt geschieht, leugnet, so beweist er damit nur, daß sein Hochmuth sogar seine Wahrheitliebe zersprengt hat. Möglich, daß Krankheit des Menschen Kraft zerstört. Das aber kann auch die Gesundheit und thut es vor unserem sehenden Auge oft genug. Ein Blick auf die von Gesundheit stropfenden Lungerer zeigt es.

Und weiter: es ist nicht wahr, daß die Abkunft von gesunden Eltern eine Bürgschaft für die Tüchtigkeit der Kinder giebt. Ich rufe wieder die Aerzte zu Zeugen an. Sie wissen und sehen täglich mit Augen, daß von kranken Eltern nicht etwa gesunde (Das ist ganz gleichgiltig), aber tüchtige, thätige, Nützliches leistende Menschen abstammen. Die Güte der Rasse hängt an sich gar nicht von der Gesundheit ab; sie kann von der Krankheit beeinflusst werden, wird von ihr sicher aber eben so oft gehoben wie geschädigt.

Man muß noch weiter gehen. Sieht man das tägliche Leben an oder blickt man in die weiten Hallen der Geschichte, prüft man den Menschen der Stunde oder den Helden, stets tritt Einem die Frage entgegen: Was ist wichtiger für die Kultur, Krankheit oder Gesundheit? Und ist die Krankheit nicht eben so fruchtbar für alle Thaten wie die Gesundheit, ist die Gesundheit nicht eben so hinderlich wie die Krankheit? Hier ist ein wissenschaftliches Problem; eins, das überhaupt noch nicht angerührt worden ist. Lombrosos Theorie von Genie und Wahnsinn ist viel zu eng; er hat die Fragestellung nur gestört. Das Problem ist: Steht die Kultur in irgend einem Verhältnis zu körperlicher und geistiger Gesundheit der Menschen? Und weiter: Ist es richtig, die Erzeugung einer gesunden Rasse zu erstreben? Die erste Frage ist noch ganz ohne Antwort; die zweite aber beantworte ich ruhig und kalt mit einem Nein. Nein, die Gesundheit der Rasse ist nicht erstrebenswerth und die Ausrottung der Krankheit, wenn sie überhaupt möglich wäre, ja, schon ihre Einschränkung über einen bis jetzt allerdings nicht bestimmten Grad hinaus ist ein Fehler, eine Sünde am Menschen.

Was also soll der Arzt thun?

Wenn im täglichen Leben ein Mensch an ihn herantritt und ihn fragt: „Was thue ich, auf daß ich gesund bleibe?“, so laute die Antwort: Freund, Du bist nicht krank, also lebe, wie es sich ziemt. Aber Du bist aufgereggt. Thörichte Ammen erzählten Dir Gespenstergeschichten. Besinne Dich! Ein Mann fragt nie: Wie bleibe ich gesund? Er ist gesund; und wenn er im Sterben liegt.

Was aber bedeutet es, daß unsere Zeit in der Erhaltung der Gesund-

heit ein so herrlich hohes Ziel sieht, daß Volk und Staat unablässig die Frage aussprechen und zu beantworten suchen: Was thue ich, auf daß ich gesund bleibe? Das bedeutet, daß diese Zeit, dieses Volk, dieser Staat des besten Arztes bedarf, der Noth bedarf, die sie mit Feuer und Schwert, mit Hunger und Pest, mit Krieg und Tod züchtigend endlich wieder edle Ziele erkennen lehrt.

Der Page.

Ein Page irrt mit langsam müden Schritten
Im Mittagschatten ragender Alleen;
Barrett und Schleifen von der Achsel glitten
Und von den Locken Rosenblätter wehn.

Aus weiter ferne halb verlorne Klänge —
Ein Strahl blüht auf vom bunten Hochzeitzug,
Karossen schimmern und im Festgepränge
Sieht er die Braut, die eine Krone trug.

Auf seinen Lippen brennt es noch von Küßen
Und immer hört er, wie sie leis gelacht,
Als sie ihn heiß tief in den Arm gebissen
Zum Zeichen dieser letzten süßen Nacht.

Nun hebt es sich wie Rauschen in den Bäumen
Und Glockentöne trägt heran der Wind . . .
Er horcht . . . Und wo die Schatten eine Bank umträumen,
Da bricht er nieder, — ein verlornes Kind.

Und wieder ging ein Sommer übers Land;
Im Park die Wege schweigend und verlassen,
Im Marmorweiher grün das Wasser stand
Und langsam fällt das Laub auf die Terrassen.

Nur selten klinkt das hohe Eisenthor;
Im Schloß streift kühl der Tag die seidnen Wände.
Zwei Lippen athmen ungeküßt empor
Und leere Luft umfassen heiße Hände.

Und durch die stummen Spiegelgalerien
Geht ruhelos das Rauschen einer Schleppe;
fern in der Halle flackert der Kamin
Und flüsternd harrt der Hofstaat auf der Treppe.

Von schmalen Füßchen zeigt der Taugang
In weichem Sand die Spuren leicht und lose —
Und tief im Schatten auf der stillen Bank
Welkt jeden Abend eine blasse Rose . . .

Ibsen und Nietzsche.

Ibsen. Mit unveröffentlichten Briefen an eine Freundin. Bard, Marquardt & Co.

Ibsen hat von Nietzsche nichts, Nietzsche von Ibsen nur ein einziges, schwächeres Stück, „Die Stützen der Gesellschaft“, gelesen. Nietzsche war wie Ibsen ein streitbarer Geist und hielt sich, wie er, ganz zurück vom politischen und praktischen Leben.

Eine erste Uebereinstimmung zwischen ihnen ist die, daß Beide darauf Gewicht legten, nicht kleinen Leuten entsprossen zu sein. Ibsen machte einst in einem Brief an mich geltend, daß seine Eltern, Vater wie Mutter, den angesehensten Familien der damaligen Zeit in Skien angehörten und allen Patrizierfamilien des Ortes und der Gegend verwandt waren. Skien ist keine Weltstadt und die Honoratioren von Skien sind recht unbekannt außerhalb des Bezirkes; aber Ibsen wollte feststellen, daß seine Bitterkeit gegen die höheren Stände in Norwegen nicht durch den Groll des Ausgesperrten erzeugt war.

Nietzsche ließ gern seine Umgebung wissen, daß er einem polnischen Adelsgeschlecht entstamme; er besaß aber keine Ahnentafel. Man hat Dies für eine aristokratische Grille halten können, auch deshalb, weil der von ihm angegebene Adelsname Ničżyty sich schon durch die Schreibweise als nicht polnisch verrieth; aber Dem ist nicht so. Die richtige Schreibweise ist Nički; und einem jungen polnischen Nietzsche-Berehrer, Herrn Bernhard Scharlitt, ist gelungen, unwiderleglich die Abstammung Nietzsches von dem Geschlecht der Nički zu beweisen. Er hat das adelige Wappen dieses Geschlechtes auf einem Peltzschaf gefunden, das in der Familie Nietzsche ein Erbstück gewesen ist. Nicht mit Unrecht sieht Scharlitt in der Herrenmoral Nietzsches und in seiner ganzen Aristokratistierung des Selbstbildes einen Ausdruck des von den polnischen Vorfahren geerbten Schlachzigengeistes.

Ibsen und Nietzsche haben (von einander unabhängig, aber wie Renan) den Gedanken erörtert, Adelsmenschen zu züchten. Es ist die Lieblingsvorstellung Kosmers; es wird die Stodmanns. So spricht Nietzsche von dem höheren Menschen als vorläufigem Ziel des Geschlechtes, noch bevor Zarathustra den Uebermenschen predigt. Beider Radikalismus ist gründlich aristokratisch. Sie begegnen einander ab und zu auf psychologischem Gebiet. Nietzsche liebt so sehr das Leben und die Essenz des Lebens (in seiner Sprache: den Willen zur Macht), daß sogar die Wahrheit ihm nur dann ein Werth ist, wenn sie lebensfördernd, lebenserhaltend, willenerhaltend wirkt. Die Lüge ist ihm nur insofern eine schädliche und zerstörende Macht, als sie lebenshemmend ist. Sie ist nicht zu verwerfen, wo sie dem Leben nothwendig ist. Sonderbar, daß ein Denker, der den Jesuitismus wie Nietzsche verabscheut, auf diesen Standpunkt gelangen konnte, der dem Jesuitismus so nah ist.

Ibsen, der in seinem ganzen Streben als Wahrheitberehrer auftritt, wird, wie Prozor zuerst gezeigt hat, im nothwendigen Gang seiner Entwicklung auf den selben Standpunkt geführt. Es ist kein Scherz, wenn Ibsen in der „Wildente“ durch Dr. Kellings Mund von den nothwendigen Lebenslügen spricht. Zwar wird die Unwahrheit hier nur als für Durchschnittsmenschen nothwendig erklärt. Aber Ibsen geht später viel weiter; die Nothwendigkeit der Lebenslügen auch für die höheren Menschen wird dargegestellt. Frau Alving in „Gespenster“ kann und will nicht dem Sohn die Wahrheit vom Vater mittheilen; sie schaudert davor zurück, ihm seine Ideale zu rauben. Die Ideale werden also hier der Wahrheit entgegengestellt. Erst da sie

eine bedeutsame Umschreibung, fast Umbichtung der Wahrheit findet, magt sie, gegen den Schluß des Stückes, sie zu offenbaren. Und in Ibsens „Solnes“, seinem „Vorkman“, seinem Epilog, in denen so viel von seinem eigenen Wesen verborgen und offenbart ist, geschieht es, daß, wenn die Hauptpersonen irgend eine ungewisse oder zweifelhafte Sache behaupten, sie deren Unwahrheit von sich weisen mit einem: „Ich will, daß Dies wahr sein soll.“ Solnes glaubt, daß seine klaren Wünsche wirksame Kraft, fast magische Macht haben; Hilde bestätigt ihre Behauptung zu Ragnar, daß Solnes sich gar nicht um Raja kümmert, gegenüber der Frage: „Hat er es Ihnen gesagt?“ mit dem Ausruf: „Nein, aber es ist so! Es muß so sein! (wilt) Ich will, — ich will, daß es so sein soll!“

Frau Vorkman lebt in der Lebenslüge, daß Erhart, der Sohn, ein Mann werden wird, der eine große Mission ausführt und die Ehre des Hauses wiederherstellt. Die Schwester antwortet: „Das ist nur Etwas, wovon Du immer träumst, denn hättest Du nicht Das, um Dich anzuklammern, so würdest Du wohl ganz verzweifeln.“ Vorkmann lebt in der Lebenslüge, daß eine Deputation kommen werde, ihn anzusehen, die Direktion der Bank wieder zu übernehmen: „Glaubst Du vielleicht nicht, daß sie kommen? Daß sie zu mir einmal kommen müssen, müssen? Ich glaube es so sehr. Weiß es so unerschütterlich sicher. Hätte ich nicht die Gewißheit gehabt, so hätte ich mir vor langer Zeit eine Kugel vor den Kopf geschossen.“

Im Epilog behauptet Rubek mit folgenden Worten die Bedeutung seiner Arbeit: „Da ich dies mein Meisterwerk geschaffen hatte . . . Der Tag der Aufstehung ist ein Meisterwerk! Oder war es von allem Anfang an (er fühlt, daß er es verdorben hat). Nein: es ist noch. Soll, soll, soll ein Meisterwerk sein!“

Das unbewußte Verlangen liegt bei Ibsen wie bei Nietzsche hinter dem bewußten Seelenleben. Die Größe des Mannes beruht bei Beiden auf seinem Instinkt. Doch ist es bei Ibsen besonders das Weib, das des Mannes Verlangen nach berechtigter Macht frei von erniedrigenden Uebereinkünften zu erhalten vermag; was er in „Brand“ mit einem häßlichen Fremdwort „den Geist des Affords“ nannte. Es ist eine von dem Helben tief beeinflusste Frau (die sein Wesen, reiner und unberührter, als es im täglichen Leben ist, in sich aufgenommen hat), die ihn zu seiner eigenen Höhe erhebt, wie Hilde Solnes, Irene Rubek in die Höhe treibt.

Gegen Herkunft und gesellschaftliche Lüge kennt Ibsen keine wirksamere Kraft als die Frau; sie erweckt und stärkt in seinen Dramen die Energie. Hier ist der Punkt, wo er sich am Schärftsten von Nietzsche und dessen Weiberverachtung scheidet. Bei Nietzsche zieht immer das Weib den Mann hinunter; sie ist die Naturmacht, die überwunden werden muß.

Einsam war und wirkte Ibsen wie Nietzsche, obwohl Beide durchaus nicht unbekümmert waren um das Schicksal ihrer Werke. Der stärkste Mann, sagt Dr. Stockmann, ist der Mann, der allein steht. Wer stand wohl einsamer, hat Progor gefragt, Ibsen oder Nietzsche? Ibsen, der sich von jedem Bündniß mit Anderen zurückhielt, aber seine Arbeiten dem Massenpublikum der Theater vorführte, oder Nietzsche, der sich zwar als Denker isolierte, aber als Mensch immer, ob auch in der Regel vergeblich, nach Gleichgesinnten und Herolden spähte und dessen Werke zu seinen Lebzeiten von dem großen Publikum ungelesen, jedenfalls unverstanden blieben? Mir fällt die Antwort nicht leicht, da eine Laune des Schicksals gewollt hat, daß ich von Beiden als eine Art Bundesgenosse betrachtet wurde. Noch schwieriger ist die Entscheidung, wer von ihnen tiefer und nachdrücklicher auf die Gemüther gewirkt habe und wer von Beiden seinen Ruhm länger bewahren werde.

Rußland in Noth.

Seit zwei Monaten ist das Zarenreich eine konstitutionelle Monarchie. Dem Absolutismus hat (so glaubte man wenigstens) der Reichstag, die Gossudarstwennaja Duma, ein Ende gemacht. Inzwischen ist auf die blutigen Tage von Nischnew, Homel und Odessa das bialystoker Gemetzel gefolgt; und die russischen Anleihen stehen schlechter als je. Die Wirkungen der auch von Unbetheiligten so sehnüchlig herbeigewünschten Umwandlung könnten selbst den Liberalisten einigermaßen stußig machen. Gut Ding will Weile haben; aber wer weiß denn, ob der Parlamentarismus wirklich für Rußland ein „gut Ding“ war? Die Börsen scheinen zu dem „erfolgreichen“ Widerstande des russischen Reichstages gegen Regierung und Reaktion kein rechtliches Vertrauen zu haben und den Kaiserungsprozeß weniger freundlich zu beurtheilen als das Gros der Zeitungschreiber. Ein Vergleich der an den wichtigsten Tagen der letzten drei Jahre notirten Russenkurse lehrt, daß weder der Beginn des Krieges noch der Fall von Port Arthur, weder der Blutige Sonntag in Petersburg noch der Tag von Mukden die Staatsfonds so heruntergedrückt hat, wie die neuesten Vorgänge gethan haben. Die vierprozentige Anleihe von 1880, die beim Beginn des Krieges auf 92 stand, ist bis auf 75½ zurückgegangen; die vierprozentige Rente von 1902 fiel von 92,90 auf 76; und die 4½ prozentige Anleihe von 1905, die, als das Verfassungsmantel des Zaren ins Land ging, noch auf 97 stand, hat seitdem 8 Prozent eingebüßt. Das Vertrauen der Finanzleute, das weder durch die mandtschurischen Niederlagen noch durch die ersten Zeichen der revolutionären Propaganda zu erschüttern war, scheint jetzt ins Wanken gerathen. Dafür könnte fast lauter noch als die Kurseinbußen der alten Anleihen der Rückgang der neuen, erst vor zwei Monaten emittirten fünfprozentigen Anleihe sprechen, die zu 88 herauskam und nun noch unter diesem Kurs steht. Ein fünfprozentiges Anlagepapier zu 86 kaufen zu können, wäre unter normalen Verhältnissen angenehm; jetzt erregt das Mißverhältniß zwischen Preis und Verzinsung nur Mißtrauen und Angst. Und was fürchtet man? Mehr als alles Andere eine neue Anleihe. Judenhegen, Arbeiterunruhen, Bombenattentate: Das ist nichts gegen die Möglichkeit, Rußland könne, nachdem es eben erst die größte Staatsanleihe, die der Erdkreis in letzter Zeit sah, aufgenommen hat, wieder Geld vom Weltmarkt fordern. Der riesige Betrag von 2¼ Milliarden Francs, der Rußland Ende April 1906 mit einem Abzug von 12 Prozent zugesagt wurde ist, trotz der zwanzigsfachen Ueberschreibung der in Paris aufgelegten Summe, auch heute natürlich noch lange nicht untergebracht. In Oesterreich, zum Beispiel, haben die Banken den Vorzug, zum ersten Mal an einem großen internationalen Finanzgeschäft theilhaftig zu sein, theuer zu bezahlen gehabt: ihre Effektenportefeuilles sind mit russischen Papieren überlastet. Die Placirung eines so ungeheuren Betrages wäre schon in ruhigen Tagen nicht leicht gewesen; und nun brachte jeder Morgen die Kunde von neuem Aufruhr, neuen Attentaten und Meutereien. Gleich nach dem Abschluß der Milliardenanleihe aber hieß es, daß dem Zarenreich von Frankreich, England, Oesterreich und Holland vorgestreckte Kapital werde kaum zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse reichen. Bald danach kam aus Petersburg das verdächtige Dementi, die Regierung habe sich keineswegs verpflichtet, innerhalb der nächsten zwei Jahre keine neue Anleihe im Ausland aufzunehmen. Diese Ablehnung ließ deutlich genug erkennen, daß Rußland mit seiner

Zweimilliardenanleihe noch lange nicht befriedigt sei. Was Witte und Stofowzew in Paris ausgemacht haben, ist ja nur den Begnadeten mitgetheilt worden; nach den Symptomen muß man aber annehmen, daß zu den Anleihebedingungen auch das Versprechen gehörte, Rußland sofort ein Parlament zu beschicken. Nur so ist zu erklären, daß der russischen Regierung heute in Paris von den Radikalen der Vorwurf gemacht wird, sie habe die Duma einfach als Räuber benutzt und sei von vorn herein entschlossen gewesen, sobald sie das Geld habe, den jungen Parlamentarismus wieder abzuschaffen. Was daran wahr ist, wird man wohl erst nach geraumer Zeit unzweideutig erfahren. Jedenfalls sind im Taurischen Palast der petersburger Regierung in zwei Monaten mehr und herbere Wahrheiten gesagt worden, als in Jahrzehnten deutsche Reichsboten auszusprechen gewagt haben; allerdings war in Rußland auch mehr zu moniren. Die russischen Nachhaber sind immerhin nicht gar so intolerant, wie man behauptet hatte. Die Judenhegen sind schlimm; konnte man aber hoffen, in zwei Monaten werde zu beseitigen sein, was in Jahrhunderten des Aberglaubens aufgehäuft war?

Die russische Regierung hat die Absicht, eine neue Anleihe aufzunehmen, mit allem amtlichen Nachdruck bestritten; nicht minder nachdrücklich das Gerücht, das Bankensortium, das die fünfprozentige Anleihe übernommen hat, weigere sich, die festgesetzten Einzahlungen zu leisten. All diese Nachrichten, hieß es offiziös, würden nur lancirt, um den russischen Kredit zu erschüttern. Ist solche Erschütterung aber überhaupt noch möglich? Die Oeffentliche Meinung scheint mit dem russischen Staatsbankerott ja schon wie mit einer unabwendbaren Nothwendigkeit zu rechnen. Auch sind die Dementis der officiösen Russischen Telegraphenagentur mit Vorsicht zu genießen; was sie bestreiten, muß man zunächst eigentlich für wahr halten. Trotzdem: so verblendet kann die schlechteste Regierung nicht sein, daß sie glauben könnte, jezt, in dieser Zeit allgemeinen Entsetzens über die russischen Zustände, werde das Ausland ihr abermals große Summen leihen. Und wie würde die Duma sich zu einer neuen Anleihe stellen? Sie, die erklärt hat, alle nach dem fünfzehnten December 1906 aufgenommenen neuen Anleihen als rechtswidrig abgeschlossen betrachten zu wollen, ist bei der letzten großen Anleihe gar nicht erst gefragt worden. Das Geschäft wurde hastig erledigt, bevor noch das Parlament sich konstituirte hatte. Das ist nicht nur von Radikalen hart getadelt worden. Ein Boykott französischer Waaren sollte die Republik dafür strafen, daß sie die Autokratie unterstützt und, ohne die Zustimmung der Gossudarstwennaja Duma zu fordern, dem Zarenreich neue Milliarden verschafft habe. Weder die pariser Regierung, der Radikale und Sozialisten angehören, noch die Haute Banque wird Lust haben, eine neue Russenanleihe ohne parlamentarische Sanktion abzuschließen. Ich glaube also nicht an den nahen Versuch einer neuen Anleihe. Und will nur hoffen, daß die Geldmächte nicht eines Tages sagen werden, das autokratische Rußland sei ein besserer Zahler gewesen als das parlamentarische. Der Absolutismus hat die Reichsgläubiger vor Zinsverkürzung und Einstellung der Couponzahlung bewahrt; wirds auch der Parlamentarismus thun? Rußlands Schuldenlast ist seit dem Krieg um ungefähr 2¼ Milliarden, die für den Zinsendienst "ständig" "aufgehoben" "um" "mehr" "als" "20" "Millionen" "Rubel" "geodolgt" "und" "der" "Lanz" "größte" "Theil" "dieses" "Geldes" "wird" "nicht" "zu" "produktiven" "Zwecken" "verwandt. An den Ersatz der vielen durch den Krieg zerstörten Werthe wird kaum noch gedacht. Dazu kommt die stete Gefährdung der Valuta; trotz allen Verschleierungen sieht man ja, in welchem Maß die Staatsbank von der Regierung in Anspruch genommen wird.

Und noch in letzter Zeit haben wir wieder erfahren, welche Täuschungen bei der undurchsichtigen Bilanzierung des russischen Centralnoteninstitutes möglich sind und wie wenig man sich auf die Ziffern verlassen darf, die den Status der Bank anzeigen sollen. Wird die Duma stark, gebuldig und nüchtern genug sein, um all diese Mißstände zu beseitigen? Oder wird sie in blinder Wuth die von der verhassten Regierung übernommener Verpflichtungen für unverbindlich erklären und sich dadurch populär zu machen suchen, daß sie die vom Staat zu tragende Zinslast vermindert? Dieser Weg wäre kürzer als der, auf dem die wirtschaftlichen Kräfte des Reiches zu produktiver Arbeit zu sammeln sind; kürzer, aber lebensgefährlich.

Von heute auf morgen kann die russische Wirtschaft natürlich nicht in normale Verhältnisse gebracht werden. Was ist denn überhaupt für Rußland das Normale: die eiserne Faust eines Peter oder das liberale Regiment einer Volksvertretung? An der Spitze des Programmes steht die Agrarreform. Um die Kräftigung des Bauernstandes hat man sich seit den Tagen Katharinas ohne nennenswerthen Erfolg bemüht. Jetzt soll, nach sozialdemokratischem Rezept, der Latifundienbesitz unter die Bauern vertheilt werden. Auch bei uns hat man ja schon vorgeschlagen, die ostelbischen Großgrundbesitzer zu expropriiren. In Rußland ist die Lösung des Problems bringlicher als bei uns; denn dort hatten achtzig Willkoren Menschen auf die Vergrößerung ihrer Landtheile, auf die Möglichkeit, ihr Leben zu fristen. Der Großgrundbesitzer sieht den Dingen gelassen zu. Der Staat müßte ihn schließlich für Etwas entschädigen, das mehr Last als Vergnügen bringt. Ein großer Theil der ausgedehnten Ländereien liegt brach oder wird von schlecht bezahlten Tagelöhnern unrationell bewirtschaftet. Die Herrschaft kennt ihren Besitz kaum; sie haust höchstens ein paar Wochen auf dem Gut und zieht für den größten Theil des Jahres den vergnüglichen Aufenthalt in Petersburg, Paris oder Cannes vor. Wie Lew Tolstoi, der Herr von Jasnaja Poljana, leben nur wenige Gutbesitzer. Wird, wie Tolstoi, als Schüler von Henry George, will, der Boden nationalisirt, das Land den Bauern gegeben, dann droht dem Großgrundbesitz die Gefahr, die Arbeiter und damit die letzte Existenzmöglichkeit zu verlieren. Das wäre das Ende der Adels Herrschaft, der Beginn wirklicher Demokratie, die gerade im Zarenreich leicht in Ochlokratie ausarten könnte. Und doch kann Rußland nur gedeihen, wenn für die Bauern Wirkames gethan wird. Der Duschit, der irgend einen Demagogen ins Parlament gewählt hat, glaubt jetzt, zu wissen, was allein ihm helfen kann. Man merkt an der Ungeduld, die sich in der ländlichen Bevölkerung zeigt: will die Regierung das Land nicht morgen auftheilen, so wird man sich eben selbst nehmen; mit Gewalt natürlich. Das Reich kann einen Bauernkrieg von nie erschautem Umfang erleben. Und da in den Ostseeprovinzen Deutsche die beneideten Großgrundbesitzer sind, kann auch dort die Mordlust lettischer und esthmischer Bauernhorden wieder aufblühen. Rußland liegt eben nicht in Westeuropa und ist nicht mit dem Maßstab, an dem wir uns gewöhnt haben, zu messen. Wer russische Papiere liegen hat, muß, wenn er sie nicht mit beträchtlichem Verlust verkaufen will, geduldig abwarten, bis die ersten Stürme der neuen Zeit verdraußt sind und sich gezeigt hat, welche Kräfte jetzt in Rußland zur Herrschaft, zur Modernisirung des Staatsgebäudes berufen sind.

Von Paris aus werden jetzt besondere Sicherheiten für französische Depots in russischen Banken und für das in Rußland angelegte französische Kapital verlangt. Ist man auch an der Seine nachgerade ängstlich geworden? Oder wehrt man sich

nur gegen den Wunsch der russischen Regierung, das Tempo der Einzahlungen auf die fünfprozentige Anleihe beschleunigt zu sehen? Nach dem Vertrag waren am fünfzehnten Mai 12 Prozent einzuzahlen. Die nächste Rate ist am sechsten Juli mit 6 Prozent fällig; am sechsten September sind wieder 12 Prozent, die übrigen 30 Prozent in Monatsraten vom November 1906 bis zum Juni 1907 zu zahlen. Rußland hat von der neuen Milliardenanleihe bisher also nur einen kleinen Betrag erhalten; die Zeit bis zu den nächsten Einzahlungsterminen wird der Regierung nun zu lang und sie möchte die Juli- und Septemberraten bei den französischen Banken schon jetzt escomptiren. Daß diese Eile keinen guten Eindruck macht, ist klar; eben so begreiflich, daß die französischen Banken für die den Russen vorzuschießenden Beträge außergewöhnlich hohe Zinsen verlangen. Das ist die Ausbeutung einer Nothlage; dagegen mußten die petersburger Herren sich aber von vorn herein sichern. Noch war Rußland nicht genöthigt, auf Pfänder zu borgen. Da nun aber der beste Freund ihm Wucherzinsen abfordert, kann der Tag nah sein, wo das Zarenreich sich gezwungen sieht, die jetzt noch verpöndte „Spezialgarantie“ zu bieten und, wie ein verdächtiger Asiatenstaat, einen Theil der Staatseinnahmen zu verpfänden.

Unsere Regierung ist von den ewig Begeisterten laut gelobt worden, weil sie die deutschen Großbanken gehindert habe, sich an der letzten russischen Anleihe zu betheiligen. Sie thut nicht, um die Seelenruhe der Herren Bankdirektoren und der Rentenfänger zu wahren, sondern, weil sie sich über Rußlands Haltung in Algerias gedregert hatte. Auch darf man die Wirksamkeit dieses gouvernementalen Eingriffes nicht überschätzen. In Paris, London, Amsterdam, Wien konnte der kauflustige Deutsche so viel zeichnen, wie ihm beliebte. Freilich scheut Mancher den Ankauf eines Papierses, das in Berlin nicht amtlich notirt wird. Immerhin ist auch nach Deutschland ein Theil der neuen Anleihetitres gekommen; und von den alten haben wir noch genug. Kein Wunder also, daß auch im Deutschen Reich die Zahl Derer groß ist, die angstvoll die Antwort auf die Frage erwarten, wie die russische Noth enden wird. Ladon.



Notizbuch.

Nis Eduard von Hartmann gestorben war, las ich wieder, er sei Schopenhauerianer gewesen, Pessimist dunkelster Farbe und habe den vom großen Danziger begonnenen Feldzug fortgeführt. Hatte es ungemein oft gelesen; und erinnerte mich eines Briefes, den Hartmann (im Mai 1893) mir schrieb, als Bennigsen ihn im Reichstag unter den schädlichen Vertretern des Pessimismus genannt hatte. „Ich bin nachgerade abgebrüht“, schrieb er mir. „Bennigsen, der seinen Namen unter den übergeschwänglichen, vom verstorbenen Noire verfaßten Aufruf zur Sammlung fürs Schopenhauerdenkmal gesetzt hatte, hat offenbar von mir gar nichts oder höchstens die erste Auflage der ‚Philosophie des Unbewußten‘ gelesen, nach welcher ich von dem oberflächlichen Leserpublikum als Schopenhauerianer klassifizirt wurde. Seitdem habe ich fünfundzwanzig Jahre daran gearbeitet, diesen Irrthum aufzuklären; aber für Diejenigen, die nur Stichworte im Ohr behalten, vergeblich. Nun bin ich es längst müde und habe die Hoffnung aufgegeben, noch zu erleben, daß man meinen Pessimismus in seinem Gegensatz zum Schopenhauerischen versteht. Ich bin Optimist der politischen, sozialen, religiösen, wissenschaftlichen u. s. w.

Entwicklung, aber Pessimist in Bezug auf den landläufigen Glauben, daß diese ganze Kulturentwicklung der menschlichen Glückseligkeit diene, und meine, daß dieser Glaube eine teleologische Illusion sei, um die Menschen für den Dienst der Entwicklung williger zu machen. Wenn Bennigsen auch nur mein Sammelwerk *Zwei Jahrzehnte deutscher Politik* kannte oder auch blos dessen Vorwort gelesen hätte, so hätte er meinen Namen in diesem Zusammenhang nicht anführen können. Jeder Aufsatz in *Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus* widerlegt diesen Mißbrauch meines Namens; eben so das Vorwort zur zehnten Auflage der *Philosophie des Unbewußten* oder der Aufsatz *Mein Verhältniß zu Schopenhauer* und zahllose andere Aufsätze. Alles vergebens! Hartmann bleibt Schopenhauerianer und Pessimist im schopenhauerischen Sinn für das große Publikum, während die philosophischen Fachkreise allerdings im letzten Jahrzehnt etwas anderer Ansicht über mich geworden sind. Wie ich zu Niezsche stehe, habe ich in meinem Aufsatz *Niezsches neue Moral* dargelegt; wie der niezschische Standpunkt in seiner früheren Ausgestaltung durch Max Stirner in meiner Jünglingszeit auf mich gewirkt hat, habe ich auch, im Vorwort zur zehnten Auflage der *Philosophie des Unbewußten*, angedeutet. Ich bin es, der den völlig vergessenen Stirner wieder zu Ehren gebracht und durch den Hinweis auf Stirner selbst die Niezscheaner veranlaßt hat, ihre vergleichende Aufmerksamkeit auf Stirner hinzulenken und ihn als den Bedeutenderen anzuerkennen. Niezsche hat bereits 1874, im Zweiten Stück der *Anzeitgemäßen Betrachtungen*, gezeigt, daß er die *Philosophie des Unbewußten* gelesen hatte. Sollte er da nicht durch meinen Hinweis veranlaßt worden sein, Stirner als Geistesverwandten zu erkennen und zu lesen? Ist es Absicht, daß er ihn nirgends erwähnt und als Vorgänger anführt? Diese Fragen werden einst vielleicht von den Niezsche-Philosophen beantwortet. Ich wollte nur zeigen, wie bitter der Philosoph (über den Professor Dreuss das Bärtlichste, Mauthner in den *Beiträgen zu einer Kritik der Sprache* das Härteste gesagt hat) das Vorurtheil empfand, das ihn zum Appendix Schopenhauers erniedrigte, und wie fruchtlos sein Mühen blieb, es zu beseitigen. Er hat wirklich nicht erlebt, daß man seinen Pessimismus „in seinem Gegensatz zum schopenhauerischen versteht“. Ueber den Toten war das Selbe zu lesen wie dreißig Jahre lang über den Lebenden. Aus der etikettirten Schachtel, in die ihn die Registratoren der Oeffentlichen Meinung einmal gesteckt haben, kommt Keiner je wieder heraus. Im selben Jahr 1893 spottete Hartmann einmal darüber, daß ich Caprivi so oft tadelte; er schrieb: „Hat er sich denn als Perfekte Köchin vermietet? Hat er die tägliche Hausmannskost öfter versalzen und anbrennen lassen, als es bei dem besten Mädchen für Alles vorkommt? Wissen Sie Einen, der sich unter den gegebenen Verhältnissen geschickter balancirend bewegt, und vor Allem Einen, der es so lange ausgehalten hätte? Wenn er einmal geht, werden wir vielleicht jährlich einen oder zwei Kanzler verbrauchen; und dann werden Sie sich vielleicht nach Caprivi zurücksehen.“ War Hartmann Prophet? Der Kanzlerkonsum ist nicht gestiegen; nach Caprivi aber sehnt man sich in diesem Sommer der Kanzlerohnmacht wirklich manchmal schon zurück.

Sees Geheimnisse von Paris sind überboten. Durch die Geheimnisse von Parisingtown, die der Roman *The Junglo* enthüllt hat. Wirklich enthüllt? Wußte man bis zum Erscheinen des Romans nicht, wie in Chicago die *boespackors* ihr Geschäft machen? Kannte man nur Bourget's Schilderung, in der *Porkopolis* einem *Paradies* ähnelt? Ich schlage die „Zukunft“ vom vierundzwanzigsten März 1900 auf. Da steht ein von dem (freilich als *Agrarier* verurtheilten) Herrn Edmund Kapper geschriebenen Artikel, der über

die Chicagoer Wirtschaft zuverlässigeres Material giebt als der neue Roman. Herr Klap-
per citirte nicht nur Sätze aus der Nezeptensammlung des Herrn Winter, der Jahre lang
in den größten Fleischverhandlhäusern (Armour, Swift) Geschäftsführer gewesen war,
sondern auch aus den amtlichen Berichten über die Verhandlungen des amerikanischen
Senates. Zwei Beispiele. Senator Rajon sagte: „Nirgends in der Welt giebt es ein civili-
sirtes Land, in dem die Regierung so wenig thut, um den Konsumenten vor Fälschung der Nah-
rungsmittel zu schützen wie in Amerika. Sogar der Zwieback, den die Regierung der Vereini-
gten Staaten den Soldaten zu essen giebt, ist aus Mehl gemacht, das mit Schwefelsäure, Kunst-
mehl und weißem Thon versälscht ist.“ Und Herr Alexander M. Winter erzählte ausführlich,
wie man aus verrotten Schweinen, aus verseuchten Kadavern „gutes“ Schmalz gewinnt.
„Bei der Behandlung solcher Thiere muß man aber sehr vorsichtig sein. Ich sah manche, die
bis zur doppelten Größe ihres natürlichen Umfanges angeschwollen und aufgeplagt waren.
Die Thiere dürfen stets nur mit Haken oder Handschuhen angefaßt werden. Sobald sie
eine bloße Hand berührt, die auch nur die kleinste Kratzwunde oder offene Stelle hat, ist
beinahe sicher eine Blutvergiftung zu erwarten.“ Appetitlich, nicht wahr? Ob Herr Roose-
velt seiner Heimath einen Dienst erwies, als er, statt leise einzugreifen, die Schande von
Chicago in die Welt posaunte und die Produkte von Badington auf Jahre hinaus um
ihre Absatzfähigkeit brachte: diese Frage braucht uns nicht zu bekümmern. Eher schon die an-
dere: ob wir den bösen Agvarieren nicht dankbar sein müssen, daß sie durch das Fleischbeschau-
gesetz, das jedem wahrhaft Freisinnigen ein Gräucl und ein Dokument freies Junferüber-
muthes war, die Vergiftungsgefahr für Deutschland wenigstens ein Bißchen gemindert ha-
ben. Wäre es nach den Liberalisten gegangen, dann müßte die deutsche Viehzucht, das deutsche
Fleischergewerbe noch heute schrankenlos mit den amerikanischen beefpackers und Kaba-
vereschmalzfabrikanten konkurriren. Und doch war alles Wesentliche aus den Gebieten der
Schweineerei damals schon bekannt und erwiesen. Warum hörte man nicht darauf? Weil
man den Agrariern nicht den Ruhm lassen durfte, das Volk vor ruppigster Fälscherkauf
geschützt zu haben. Die neuen Details brauchen nicht sämmtlich wahr zu sein. Das Er-
wiesene genügt. Wahrscheinlich klingt die Behauptung, die Schlacht- und Pächthäuser,
aus denen alljährlich unzählige Konservenbüchsen mit Hühnerfleisch verbannt werden,
habe noch nie der Fuß eines Huhnes betreten. Warum denn auch? Ungeborene Kälbchen,
mit denen sonst nichts anzufangen wäre, liefern vorzügliches Hühnerfleisch. Business
is business. Und die Hauptsache, daß man Europa unterbieten und doch Milliarden
weiden laßt. Best nur, welche Ehren die Armours jetzt wieder in Kiel einheimfen.

Ein Konfektionär schreibt mir:

„Der in Ihrer Zeitschrift vom zweiten Juni erschienene Artikel 'Heimarbeiter-
schutz' reizt mich, als Kaufmann, zu einer Erwiderung. Fräulein Simon sagt in ihrem
Aufsatz Manches, was nicht richtig ist. Daß die sogenannten, 'besseren Kreise' in die Heim-
arbeitsausstellung strömten, finde ich durchaus nicht auffällig; diese Kreise haben eben Zeit
und glauben, ohne persönliche Unbequemlichkeit an der sozialen Gesetzgebung mitarbeiten
zu können. Daß sie sich dann entrüsteten, wenn sie von dem 'Arbeiterelend' hören, ist wohl
auch natürlich; sie nehmen, ohne lange Prüfung, eben Alles, was sie dort sehen, für bare
Münze. Sobald man ihnen etwas Anderes erzählt (und Das geschieht in den ihnen zu-
gängigen Zeitschriften ja manchmal), glauben sie wieder Dies oder Berichtigungen wenig-
stens, in der angenehmen Hoffnung, es werde nicht so schlimm sein. Ich will gleich sagen,
daß uns Kaufleuten die in der Hausindustrie herrschenden Zustände durchaus nicht etwa

vollkommen erscheinen. Der Laie, dem ein paar Auswüchse gezeigt werden, kann sich von diesen Zuständen aber kein richtiges Bild machen. Fräulein Simon sagt, der Ausstellung sei Einseitigkeit und tendenziöse Maché vorgeworfen worden. Beide Ausdrücke mögen gefallen sein; aber der Satz: „Gegenbeispiele werden natürlich nicht erbracht“ ist zweifellos falsch. Ich selbst bin Mitglied des Handelskammer-Hausauschusses meiner Branche gewesen. Wochen lang ist da von den ersten Firmen Berlins aus allen Geschäftszweigen Material beigebracht und rückhaltlos sind die Schäden besprochen worden. Auch wurden Listen eingereicht, aus denen der Jahresverdienst der Heimarbeiter zu erkennen war. Auf Wunsch eines Vorsitzenden wurden diese Zusammenstellungen nach dem Alphabet gemacht, damit man sie nicht willkürlich arrangiert nennen könne. Daß es an Bemühungen, eine Gegenausstellung zu veranstalten, nicht gefehlt hat, möge man mir glauben; die Thatfache wäre auch schnell zu erweisen. Die Vorsitzenden haben aber energisch davon abgerathen und gesagt, durch eine Gegenausstellung würde man nur wieder unnötige Polemik heraufbeschwören, ohne die Sache, der man helfen will, zu fördern. Als unbestreitbar ist festgestellt worden, daß die für in der Werkstatt geleistete Arbeit bezahlten Löhne fast überall genau die selben sind wie die Akkordlöhne für Heimarbeit. Dabei ist zu bedenken, daß der Heimarbeiter den täglichen Gang ins Geschäft spart, also Zeit und Kleidung, daß er arbeiten kann, wie es ihm paßt, und, da zu Haus bekanntlich mehr geleistet wird, auch mehr verdient als der Fabrik- und Werkstattarbeiter. Daß Damen aus den schon erwähnten „besseren Kreisen“ die Berufsarbeit unterbieten, ist zuzugeben; diese Fälle sind immerhin aber selten. Das von der Handelskammer gesammelte Material wird der Regierung übergeben, die eine Enquete veranstalten wird. Ich fühle nicht den geringsten Veruruf in mir, dieser Enquete vorzugreifen. Sie wird nach meiner Ueberzeugung lehren, daß die von Fräulein Simon geforderten, durch Einigungämter festzusetzenden Mindestlöhne einstweilen unmöglich sind; sie wären höchstens für bestimmte Stapelartikel festzusetzen, nicht aber für Phantasiestücke. Da Fräulein Simon den Professor Sombart lobend erwähnt, wird sie mir gern bestätigen, daß dieser Nationalökonom den deutschen Kaufmann rühmt. Nun: diesem Kaufmannsstand darf man ruhig auch die Beseitigung von Mißständen überlassen; er hat oft bewiesen, daß die Gewinnsucht ihn nicht blind macht und daß er sozialen Nothwendigkeiten Opfer zu bringen vermag. Fräulein Simon wünscht die Heimarbeiterinnen in die Krankenkasse aufgenommen zu sehen. Das braucht sie nicht mehr zu wünschen. Seit Jahren gewährt die Krankenkasse den Heimarbeiterinnen Unterstützung, Aufnahme in Erholungsstätten, Alles, was sie den Fabrikarbeiterinnen zu bieten hat. Ich bitte, den deutschen Kaufmann so zu achten, wie er verdient, und nicht anzunehmen, daß er kein Herz für seine Arbeiter habe. Man sollte doch auch berücksichtigen, daß das Angebot viel geringer ist als die Nachfrage und daß sich daher die Preise von selbst reguliren.“

Der Kaiser ist von Hannover neulich im Automobil nach Hamburg gefahren. In Celle hielt er sich drei Viertelstunden auf, um das Welfenschloß und die Schloßkirche zu besichtigen. In Lüneburg blieb er eine halbe Stunde, um die Johanniskirche anzusehen. In Hamburg war er zwei Tage lang; hatte für das neue Bismarckdenkmal (über dessen

tauer, spärlicher erhalten haben) n von Grumme, waltige Monumente war Alles, was

„intime“ Empfindung ich vor ein paar Wochen hier sprach und dessen Wert und Architekt, ganz gegen die Kleiderordnung keinerlei „Auszeichnung“ aber keine Zeit oder kein Interesse. „Als der Kaiser, auf der Fahrt zu Herr an dem Bismarckdenkmal vorbei kam, konnte man sehen, daß er das Monument scharf beobachtete und sich noch einmal nach ihm umwandte.“ Das

ich in hamburger Zeitungen fand. Also keine „Besichtigung“. Und die Hamburger sind doch so gutmüthige Leute. Um weder beim berliner Hof noch bei der hantschen Bürgerchaft Kergerniß zu erregen, haben sie ihr (gräßlich langweiliges) Kaiserdenkmal vor dem Rathhaus ohne Inschrift gelassen. „Wilhelm der Erste“: Das wollte man in Berlin nicht. „Wilhelm der Große“: Das war einstweilen in Hamburg noch nicht möglich. Ob's lange unmöglich bleiben wird? Als in Cuxhaven, beim Festmahl des Norddeutschen Wegartabereins, der hantschische Bürgermeister Röndeberg den anwesenden Kaiser in einem Trinkspruch begrüßte, erinnerte er an die Thatsache, daß vor zehn Jahren auf dem Kyffhäuser ein Kaiserdenkmal enthüllt worden sei. Die doch wohl nicht ferner liegende Thatsache, daß vor zehn Tagen Hamburg das erste würdige Bismarckdenkmal enthüllt habe, verschwieg der höfisch geschulte Republikaner. Das Denkmal ragt über die Stadt hin. Der Kaiser mußte es sehen. War, wenn er an Bord des Baskinien-schiffes ging, das ihm für die Sommerreise „zur Verfügung gestellt ist“, jedesmal nicht daran. Sah es aber nicht genau; trotzdem er Zeit hatte, dem hornen Pferderennen beizuwohnen und im Haus eines Packetfahrtdirectors die Taupathenrolle zu übernehmen. Und die höchste Obrigkeit der Freien Hansestadt hatte nicht den Muth, ihren Gast zur Besichtigung des Denkmals einzuladen. Hat auch Studenten, die in feierlichem Zug hinpilgern und einen Kranz niederlegen wollten, die Ausführung dieser Absicht unterjagt, weil der Zug den Straßenverkehr stören könne. Wird diesen Säulen der Republik nicht endlich wenigstens die kleine Hofsquaduniform verliehen? Sie haben solche Auszeichnung recht verdient. Dank, lieber Burchard und Röndeberg, Dank, lieber Röndeberg und Burchard für die herrlich gelungene Sekretirung des Bismarckdenkmals!

Hofbericht. Der Kaiser begab sich gestern nachmittags um fünf Uhr vom Neuen Palais aus im Automobil nach Berlin, um dem Reichskanzler einen Besuch abzustatten. Der Monarch hatte mit dem Fürsten von Bälou in dessen Palais eine anderthalbstündige Unterredung und ging im Anschluß hieran mit dem Fürsten etwa eine Stunde im Garten des Reichskanzlers spaziren. Später nahm der Monarch bei der Fürstin von Bälou den Thee ein und begab sich mit Automobil nach Potsdam zurück. Dort fand abends um acht Uhr im Neuen Palais beim Kaiserpaar eine Familientafel statt. Abfahrt: fünf, Ankunft: halb sechs Uhr. Anderthalbstündige Unterredung; jetzt ist's Sieben. Einständiger Spazirgang: Acht. Thee bei der Fürstin Bälou, Rückfahrt, Umzug; und „um Acht fand bei dem Kaiserpaar im Neuen Palais eine Familientafel statt.“ Ein einziges Mal habe ich die offiziellen Zeitangaben nachgerechnet; und gerade da wollte es nicht stimmen.

I. Ein von der Kaiserin unterzeichnetes Schreiben schließt mit den Worten: „Ich weise dabei noch besonders auf das Gebiet der Heimarbeit hin, wo die Hilfe im weitesten Umfange geboten ist und wo die Frauenhilfe, den höchsten und schönsten Veruß der Frau erfüllend, durch persönliches, wahrhaft opferwilliges Eintreten mannichfache Noth lindern, umfassende Hilfe bringen, wahrhaften Trost und reiche Hilfe spenden kann.“ Die Absicht so gut; und der Ausdruck so übel. Frauenhilfe bringt Hilfe und spendet Hilfe: welcher hilflose Zufallsmiribach stilisirt denn diese Briefe, die doch an Deutsche gerichtet sind? II. Aus der Rede, die der Kaiser in der mit pflüglicher Schnauzkunst restaurirten Ruine Kreuzenhein hielt: „Sie wollen dem jetzigen Geschlecht vorführen, wie unsere schwerwertgewaltigen Ahnen die ritterliche Tugend der Tapferkeit hochgehalten und ihre ritterliche Verehrung den Frauen bewiesen haben. Mögen diese Ihre Bestrebungen, denen ich mich

aus ganzem Herzen anschließe, noch so verkleinert oder angegriffen werden: immerhin wird Jeder davon überzeugt sein, daß Ihrem Werk Ehre gebührt, daß Ihr Werk eine Kulturthat ist. Erneuern wir die Ideale, welche frühere Geschlechter erfüllt haben! Bauen wir Alles wieder auf! Segen wir Altgebautes fort!" III. Aus der Rede, die der Kaiser in Dredenhausen gehalten hat: „Wie es dem Lieben Gott gefallen hat, im vorigen Jahr uns den Frieden zu erhalten, so bin ich fest überzeugt, daß es auch fernerhin mir gelingen wird, gestützt auf unsere Wehrkraft, dem Deutschen Reich den Frieden zu erhalten und zu verbürgen, daß die Vorkämpfer ungehindert ihrer Arbeit nachgehen können.“ IV. Aus der kühnhafter Rede des Kaisers: „Der deutsche Manneswerth wird am Besten ausgebildet, am Hellsten und Klarsten wird unseren Deutschen das Auge gemacht, wenn sie auf das Salzwasser kommen.“ Goethe: „Welche Erziehungart ist für die beste zu halten? Antwort: die der Hydrioten. Als Inselaner und Seefahrer nehmen sie ihre Knaben gleich mit zu Schiff und lassen sie im Dienst herantrabbeln. Wie sie Etwas leisten, haben sie Theil am Gewinn; und so kümmern sie sich schon um Handel, Tausch und Beute; und es bilden sich die tüchtigsten Küsten- und Seefahrer, die klügsten Handelsleute und verwegendsten Piraten. Aus einer solchen Klasse können denn freilich Helden hervortreten, die den verderblichen Brand mit eigener Hand an das Admiralschiff der feindlichen Flotte festklammern.“

The Byzantine Empire. Der Byzantinismus ist eine Krankheit, die nicht immer nur im Verkehr mit Majestäten und Hoheiten sichtbar wird. Sie wirkt auch in Denen, die sich nicht schämen, Frau Alice Longworth, geborene Roosevelt, in Kiel mit Jubelrufen zu empfangen und uns ausführlich zu erzählen, was diese gleichgültige Tochter eines applausgierigen Papas anhat, thut und plappert. Vor ein paar Wochen hat Fräulein Bertha Krupp sich verlobt. Die privateste aller Privatsachen, nicht wahr? Man mag sie verzeihen wie eine andere „interessante Familienachricht“; dann aber den Mund halten. Die Böglinge der Byzantinerschule können's nicht. Ein paar Proben von Dem, was wir lesen mußten. „Die reichste Erbin Deutschlands hat sich verlobt. Die Betriebe der Firma Krupp wurden 1903 auf 159 Millionen eingeschätzt. Fräulein Bertha Krupp ist Hauptaktionärin. Ihr Vater hatte 15 bis 19 Millionen Jahreseinnahme. Der glückliche Bräutigam, Legationsrath Gustav von Bohnen und Halbach, ist, da er im sechsunddreißigsten Lebensjahr steht, kein Jüngling mehr, aber eine außerordentlich sympathische, frische Erscheinung. Sein Vater ist einer der besten Renntreiter gewesen und hat dabei großartige Triumphe errungen. Diese Liebe zum Sport soll auch der glückliche Bräutigam besitzen. Er hat sich auch als vorzüglichen Diplomaten bewährt und der Kaiser hat den liebenswürdigen Mann wiederholt ausgezeichnet. Bertha Krupp ist gerade keine Schönheit, aber in ihrem ganzen Wesen liegt etwas ungemein Sympathisches, Bescheidenes und Freundliches.“ Keine Schönheit? Alii aliud. Fräulein Krupp ist eine blühende, madonnenhafte Erscheinung von frischem Aussehen und guter Körperbildung. Dazu kommt ein außerordentlich feines und liebenswürdiges Wesen. Die Braut ist mit all den Vorzügen ausgestattet, die ein ungetrübtes Eheglück zu verbürgen im Stande sind. Krupp liebte eine Erziehung zum Optimismus und begründete seine Vorliebe damit, daß er sagte, das Leben bringe an und für sich schon genug Trauriges und Häßliches und deshalb müsse man junge Menschen und namentlich Mädchen hauptsächlich mit den Lichtseiten des irdischen Daseins bekannt machen, nicht mit den Mängeln, die sich im praktischen Leben von selbst aufdrängen und nicht erst ausdrücklich hervorgehoben und geschildert zu werden brauchten. Der Bund, den das Brautpaar schließen will, entspringt einer

wahren Herzensneigung. Herr von Bohnen und Halbach wird nach der Hochzeit den Dienst quittiren und die Leitung der Firma Krupp übernehmen“. Sind dazu Vorkenntnisse nicht nöthig? Oder kann man sie als Sportfreund und Diplomatenlehrling so nebenbei erwerben? Und wirkt das ganze Gebahren nicht sicherer noch als Brechweinstein und Zuckerkampha? Die liebe Oeffentlichkeit hat nicht das geringste Recht an das Paar; und sollte es drum in Ruhe lassen. Zweiter Streich; Ort der Handlung ist die Beletage des Reiches. Hört! „In nicht zu verkennender Weise hat ein biederer Schuhmachermeister seiner Verehrung für den Reichskanzler Ausdruck verliehen. Dieser Meister hatte Kenntniß von dem Ohnmachtanfall des Fürsten von Bülow erhalten; und da er sich schon wiederholt als Poet versucht hatte, setzte er sich hin und schrieb an „Seine Durchlaucht dem Herrn Reichskanzler Fürsten von Bülow“ folgende Verse:

Hier dieser Meister täglich denkt
 Von früh bis abends späte,
 Daß Gott recht langes Leben schenkt
 Dem Mann, der an der Lete.
 Ders Ruder führt mit fester Hand
 Nur stets zum Wohl fürs deutsche Land.
 Daß ihm der Kurort Roderney
 Für immer eine Stärkung sei:
 Dies hofft man jetzt mit Gottvertraun
 In allen deutschen Landesgaun,
 Sowie auch da in sein'm Revier
 Der Meister in der Wertstatt hier,
 Der Gott vertraut mit frohem Muth,
 Als echtes deutsches Handwerksblut.

Diese Verse schickte er, mit seiner Photographie, an den Reichskanzler; und war höchst überrascht, als er jetzt vom Kanzler einen eingeschriebenen Brief erhielt. Auf der einen Seite des Briefes war der Kanzler abgebildet, auf einem Spaziergang begriffen, auf die andere Seite hatte Fürst Bülow eigenhändig Folgendes geschrieben: „Herzlichen Dank dem waderen Meister für die in hübsche Verse gekleideten guten Wünsche. Reichskanzler Fürst Bülow“. Ungefähr sagt Das der Kaiser auch; sagt auch, daß Alldeutschland für Bülow's Genesung bete; nur mit ein Bißchen anderen Worten. Daß man's aber auch druckt, wenns in kümmerlichstem Schusterdeutsch ausgesprochen wird: Das gehört zum Ganzen. Weiter. Ein wahres Fressen für die Byzantiner war die Herkomer-Konkurrenz genannte Automobilwettfahrt. Prinz Heinrich fuhr mit. Wie jeder Automobilbesitzer, dems Spaß macht. Wurde nicht Sieger. Hatte nicht mal einen der besten Wagen. Thut nichts; wohin das Auge blickte: überall fand es den Namen des Prinzen. „Woffensaß, Prinz Heinrich fuhr um 2 Uhr 11 Minuten unter härmischen Huldbigungen der Kurgäste und Ortsbewohner durch den Kurort.“ „Bremerbad. Prinz Heinrich passirte den Ort um 2 Uhr 25 Minuten“. „Welten. Die Gemeinde bereitete dem Prinzen Heinrich, der heute früh bei herrlichem Wetter ankam, in dem festlich geschmückten Ort einen feierlichen Empfang. Bürgermeister Unding und Schriftsteller Krobath hielten Begrüßungsansprachen. Der Prinz nahm ein Ehrenbuch Weltens und ein pächtiges Bouquet für seine Gemahlin entgegen und sprach mit freundlichen Worten seinen Dank aus. Der Aufenthalt des Prinzen dauerte etwa fünf Minuten.“ „Innsbruck. Prinz Heinrich besuchte heute den Zillerberg. Er traf um 3 Uhr 41 Minuten ein und begrüßte den Erzherzog Eugen herzlich,

ber seine Inspektionstour unterbrochen hatte, um den Prinzen zu sehen.“ „Wien. Prinz Heinrich nahm die schwierigen Kurven des Berggeländes meisterhaft.“ Und so weiter. Spalten lang. Das wird telegraphirt und redigirt, gesetzt und gedruckt. Als gelte es, über den Siegeslauf eines Helden zu berichten. Ahnen die Leute, die solches Zeug ans Licht bringen, denn nicht, daß der Sport jeden vernünftigen Sinn verliert, wenn die ihn Lebenden nach Geblüt und Rang unterschieden werden? Schließlich vernahmen wir noch, Prinz Heinrich habe in München einen „ganz einfachen Jacketanzug“, die Erbprinzessin von Weiningen, die auch mitgefahren war, ein „schlichtes graues Kleid“ getragen. Unbegreiflich, daß solche Hoheit nicht selbst in der Garage sich in Gold und Purpur häußt. Alles aber Kinder spiel, wenn mans dem täglich über Leben und Leistung des Kaisers Geschwägten und Gedruckten vergleicht. Lokalanzeiger: „Oberprimaner des königlichen Gymnasiums in Danzig haben sich einen patriotischen Scherz erlaubt. Sie telegraphirten, nachdem ihnen vom Direktor eine abschlägige Antwort erteilt worden war, direkt an den Kaiser nach Potsdam, ob die Schüler zum Stapellauf des Arienschißes ‚Schlesien‘ frei haben könnten. Umgehend traf eine bejahende Antwort ein.“ Der Gymnasialdirektor war vor den Schülern blamirt. Ich wartete auf die Nachricht, er, die Mitglieder des Provinzialschulkollegiums, vielleicht auch der Minister für Unterricht hätten ihre Entlassung erbeten; warte noch immer drauf. Berliner Morgenpost: „Bei seiner Landung in Neapel nahm der Kaiser noch einmal Gelegenheit, den an Bord befindlichen Beamten der Hamburg-Amerika-Linie volle Zufriedenheit mit den mustergethigen Einrichtungen des von ihm benutzten ‚schwimmenden Hotels‘ auszusprechen. Er fragte den Kapitän, ob die von ihm bisher bewohnten Staatskabinen der ‚Hamburg‘ nun in dem selben Zustand erhalten bleiben würden. Als die Antwort hierauf verneinend ausfiel, meinte er: „Das ist aber schade für den Geldbeutel Ihrer Gesellschaft. Ich bin überzeugt, daß mehr als ein Amerikaner wer weiß was bieten würde, könnte er eine Weile in den Kabinen leben, die ich bewohnt habe, und in dem Bett schlafen, in dem der Kaiser geschlafen hat.“ Leipziger Neueste Nachrichten:

ang des Kaisers durch dieses oder jenes Pro- scharf der Kaiser seine Oberflächlichkeit ist Hochachtung, während bei einem Fachmann bunden mit einer ger als alle Theorie der „Kaiser Wilhelm be- de eine besondere Uni- halten wird, so ergibt net, eine ganz ansehn- Uniformen untersteht o vollständige Padung im Leben. Am Bour- er französischen Louis der Seite, en habit do de leurs fonctions, bereit, do présenter, Revolution beseitigte

„Wär, wie der Schwärmer dieser Zeiten, Weidgerei hatte, einen w eine Gemäldegalerie zu beobachten und hingeworfene Urtheile über dukt des Pinsels aufzufangen, Der weiß, wie schnell, bestimmt und Ansicht über den Werth oder Unwerth einer Arbeit abzugeben ple ihm zuwider. Personen mit gründlichem Wissen begegnet er mit ihm das Schwärzertum verhaßt ist. Wo er es haben kann, geht er in die Schule; und das lebendige Wort im direkten Verkehr, ver- nenen Veranschaulichung des Wissensstoffes, ist ihm jehtmal lieb Bücher.“ In hundert Blättern ist die folgende Notiz erschienen: kleidet im Ganzen sechsunddreißig militärische Ehrenstellen. Da je- form erheischt, die in zwei oder drei Exemplaren vorrätzig geh- sich, wenn man Helme, Degen, Schärpen und Wehnliches hinzurech- liche Summe kaiserlicher Uniformstücke. Die Verwaltung dieser einem Offizier, der auch bei Reisen des Monarchen für richtige und der Uniformstücke verantwortlich ist.“ Alles wiederholt sich nur konyehof gab es zwei Herren, die jeden Morgen den Nachstuhl b- inspisirten und von denen Laine erzählt, daß sie, den Degen an d- velours, venaient vérifier et vider, s'il y avait lieu, l'objet Ihnen voran (weit voran) schritt der porte-coton und hielt sich humble et respectueux, la serviette au moment voulu. Die

diese anmuthigen Hofchargen, Ludwig XVIII. führte sie wieder ein und Karl X mochte, wie es scheint, auf sie nicht verzichten. Alles wiederholt sich nur im Leben. Vokalanzeiger: „Nach Berichten aus Burg Kreuzenstein sehen alle Mitglieder der Familie des Grafen Wiltzel unter dem Eindruck der sieghaften Persönlichkeit des Kaisers, die einem Tag, welchen die unerhörten Wetterunbilden vollständig zu verderben drohten, eine Weiche zu verleihen wußte und die Stunde des Verweilens in der alterthümlichen Burg zu einer Bedeutung erhob, welche nicht so bald vergessen sein wird, vielleicht mit der Zeit noch an Werth gewinnt.“ Stil und Gesinnung lassen keinen Zweifel darüber, daß der Bericht nur von einem Untertertianer, einem unbrauchbaren Kindermädchen oder einem deutschen Staatssekretär stammen kann. Tägliche Rundschau: „Wenn das Erstarren freundlicher Gesinnung für Deutschland in den Vereinigten Staaten unleugbar wahrgenommen werden kann, so ist Das besonders einem Umstand zuzuschreiben: der großen Popularität unseres Kaisers. Dem Amerikaner macht es Freude, unseren Kaiser in mehr als einer Beziehung in Parallele mit dem Präsidenten Roosevelt bringen zu können. In Beiden erkennt er die dem amerikanischen Charakter so kongeniale Richtung kräftigster realer Bethätigung eines auf ideale Ziele gerichteten Strebens. Sollten, vielleicht in noch fernere Zukunft, die Verhältnisse dazu führen, einem durch die Diplomatie angebahnten engeren Anschluß Deutschlands an die Vereinigten Staaten einen prägnanten Ausdruck zu geben, so brauchte der Kaiser nur der schon oft geäußerten Anregung zu folgen und diesem Land einen Besuch abzustatten. Der ihm hier bereite Empfang würde alles Dagewesene im Schatten lassen und ein weltgeschichtliches Ereigniß werden.“ Bürgermeister Burckhard in Hamburg: „Wir gedenken stolz und dankbar unseres großen alten Kaisers, seines ritterlichen Sohnes und seines erhabenen Enkels. Glänzend verkörpert und die Majestät Kaiser Wilhelms des Zweiten den Reichsgedanken.“ Oberbürgermeister Körte in Königsberg: „Ich bitte Sie, ein Hoch auszubringen dem zielbewußten Herrscher, der in allen das Vaterland vorwärtsbringenden Fragen uns ein Vorbild ist, dem von unendlicher Liebe seines Volkes umflossenen Heros, der uns immer vor Augen steht, dem Mann, der uns der Inbegriff des Vaterlandes ist, unserem allgeliebten Kaiser Wilhelm dem Zweiten!“ Ein Industrieller bei einer Bismarckfeier in Westfalen: „Unser Kaiser muß am Besten wissen, was uns noththut, und er bürgt uns dafür, daß wir im bismärckischen Geiste weitergeführt werden.“ Dresdener Nachrichten: „Als der Kaiser vor zwei Jahren im Saupark bei Springe weilte, ereignete es sich, daß bei einem eingestellten Jagen auf Grobe Sauen das Wild sehr schlecht lief und daß wiederholt längere Pausen eintraten. Ungebuldig stand Oberjägermeister Freiherr von Heintze neben dem Kaiser. Doch Dieser faßte die Sache humoristisch auf, scherzte über die Keiler, die nicht zur Stelle kamen, und schoß inzwischen nach fernstehenden Gegenständen. Auf etwa hundertzwanzig Meter Entfernung saß an einem Baumstamm ein Wegebezeichnungsschild mit der Aufschrift: „Nach dem Drafsenberg.“ Der Kaiser sah durch sein Jagdglas; eben so der Oberjägermeister. „Welchen Buchstaben soll ich treffen?“ fragte der Kaiser. „Das große D“, antwortete Freiherr von Heintze. Da fiel der Schuß. „Und nun?“ fragte der Kaiser. „Das F“, antwortete Herr von Heintze. Wieder knallte die Büchse. Da lief ein Keiler über das Schußfeld. „In welches Auge soll ich ihn treffen?“ fragte der Kaiser. „Ins linke“, antwortete der Oberjägermeister. Der Schuß fiel. Der Keiler ruckte zusammen, drehte um und brach nieder. Die Kugel hatte das linke Auge getroffen. Als die Jagd abgeblasen war, schritt der Kaiser mit seinem Oberjägermeister über das Schußfeld nach dem Wegechild; auch die Jagdgesellschaft kam heran. Die beiden Kugeln hatten die Buchstaben D und F in der Mitte durchgeschlagen.

Jeder Buchstabe war kaum vier Centimeter hoch.“ Der Botschafter Freiherr Sped von Sternburg: „Kaiser Wilhelm der Zweite ist ein überlegener Geist, der die Wissenschaft in den Dienst der Industrie spannen will. Er ist bekanntlich einer der hervorragenden technischen Fachmänner und Meister auf dem Felde der Mechanik in Deutschland.“ Professor Peabody (der zweimal, vielleicht sogar dreimal im Berliner Schloß frühstücken durfte): „Der Deutsche Kaiser erregt die Aufmerksamkeit der Welt, weil er die geistig bedeutendste Erscheinung unserer Zeit ist. Niemand von Allen, die mit ihm in Berührung kommen, kann sich diesem Eindruck entziehen. Seine Vielseitigkeit, die außerordentliche Weite seines Wissens und die Leichtigkeit seiner Auffassung sind ein Quell immer neuen Staunens. Ein Professor der Physik hat mir gesagt, der Kaiser wisse über Physik und Elektrizität mehr als irgend ein anderer Mensch, den er kenne. Eben so groß sind, nach der Versicherung eines Professors der Anatomie, des Kaisers physiologische Kenntnisse. Und gar erst in der Theologie und Philosophie! Ein berliner Hosprediger erzählte mir, daß der Kaiser eines Morgens beim Frühstück, als die Rede auf Ägypten kam, die ganze Liste der ägyptischen Könige, ohne zu stocken, hersagte. Wir haben also einen wunderbar ausgebildeten Geist vor uns, der zugleich den höchsten sittlichen Idealen zugewandt ist.“

* * *

„Wenn nur ein Quentchen von Dem wahr ist, was das unbeholfene und rührend naive, dabei aber marktschreierisch geschwähige Programm über ihn erzählt, dann ist er ein Mann, der keine Beleidigung erträgt, dessen weiches Herz jedoch keinem Kinde eine Bitte abschlagen kann, ein Mann mit ungeheurem Selbstbewußtsein, dabei bescheiden und einfach, ein bedeutender Astronom, Geologe, Botaniker und Zoologe, ein unübertrefflicher Schütze, der kühnste Reiter der Welt, ein Späher, Kunstschafter und Depeschenträger, der die besten Spürhunde in Erntauen setzt, ein verblüffender Künstler auf der Jagd nach Wild und Indianern, der bewunderte Freund vieler Generale, der gefürchtetste Feind seiner Feinde, ein Soldat, der keine Müdigkeit kennt und den kein Hinderniß schreckt.“ Diese Sätze standen in der Neuen Freien Presse über den großen Buffalo Bill.

* * *

Oberst von Deimling hat im Reichstag erzählt, der Hottentotenführer Abraham Morris sei der aus Posen gebürtige Sohn eines Rabbiners. Das klingt wie ein Märchen; scheint aber wahr zu sein. Ein englischer Agent, der auf den Namen Lehmann Sohn hört, hat berichtet: „Ich kenne Morris persönlich, war oft, auch in London, mit ihm zusammen und kenne auch seinen Vater. Der war Rabbiner in der Provinz Posen und kam von dort nach London, wo ihm dann dieser Sohn geboren wurde. Abraham lief als vierzehnjähriger Junge von Hause fort, nahm zuerst auf einem Kauffahrteischiff Dienst, brannte nach drei Jahren durch und tauchte später in Südafrika auf. Er diente in britischen Regimentern und hatte es 1900 bis zum Wachtmeister gebracht. Im Burenkrieg focht er denn auch auf englischer Seite, zeichnete sich durch verwegene Patrouillenritte aus und leistete besonders während der Belagerung von Mafeking unter Baden-Powell gute Dienste. Dafür wurde er reichlich belohnt. Seitdem lebte er in Südafrika, trieb einen für seine Verhältnisse großen Aufwand und war als hitziger Kartenspieler bekannt.“ Wie er dann unter die Hottentotenkrieger gerieth, ist noch nicht festgesetzt. Interessant aber, daß einer der Hauptführer der schwarzen Orlogente, die uns in Südwestafrika nun schon so lange zu schaffen machen, aus Preußen stammt und früher in englischem Kriegsdienst stand.



Hôtel Nürnberger Hof Tucherhaus

Friedrichstrasse 180, Ecke Taubenstrasse

Wein-Restaurant

Dejeuner à M. 2.—, Dinners, Soupers
von 3.— an, sowie à la carte

Beste Küche bei mässigen Preisen.

Bier-Restaurant

Ausschank der Freih. v. Tucher'schen
Brauerei A.-G. Nürnberg. Hell u. dunkel

Fritz Otto.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches in Prospekt (frei).
Lithograph: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen-
und Wechselströmen. — Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlich
Darstellung. (So beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 60 Pf.)

Gesellschaftsreisen **Weltausstellung in Mailand**

ZUR

anschliessend Schweiz, Oberital. Seen, Gardasee, Venedig alle 14 Tage, 14 u.
16 Tage Dauer, 310 u. 400 Mk. Alles einbezogen. Programme kostenfrei.
Nordlandreisen, Bretagne u. Pyrenäenbäder, Brüssel-Paris und andere Reisen.
Karl Riesel's Reisebureau, Berlin, Unter den Linden 57.

Restaurant Hundekehle im Grunewald

Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen

Bier-Abteilung: Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original
Pilsner - Weihenstephan - Berliner Pilsbier.

Vom Hauptf. Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der eictr. Bahn
in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hoflieferant.

Selzer
Laurenzo & Co., Hofl.



Natürl.
Mineralwasser.

Erfrischung. **Selzer** Gesundheit.

= Das beste wohlkömlichste Mineralwasser =
Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: **A. Pause**, Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 534.

Man verlange **Grosskarbener Selzer.**



Ohne genaue Kenntnis der
Mannigfaltigkeiten im Charakter des
Weines, ohne geschickte Behandlung
aller Einzelheiten bei seiner Auswahl
und Verwendung zum Sekt, ohne die
peinlichste Fürsorge während der
langen Dauer seiner Entwicklung läßt
sich kein Sekt erzielen, der das
Beste vom Besten bilden soll.
Auf solchem Boden und aus solchen
Prinzipien ist die Marke „Kupferberg
Gold“ entstanden. Es ist nur natürlich,
daß die aufgewendete Mühe ein Pro-
dukt ergeben hat, welches allerseits
als unübertroffen an Güte und
Geschmack gilt.

Sectfakerei Kupferberg, Mainz.

Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden.

Soeben erschienen:

Sexualleben und Nervenleiden. Die nervösen Störungen sexuellen Ursprungs. Von Nervenarzt Dr. L. Löwenfeld in München. Vierte völlig umgearb. Aufl. M. 7.—
Die Bedeutung der Suggestion im sozialen Leben. Von Prof. W. v. Bochteraw in St. Petersburg. M. 3.—
Nervenleben und Weltanschauung, ihre Wechselbeziehungen im deutschen Leben von heute. Von Dr. Willy Heiligach. M. 2

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.

<p>Prosp. und Kurbericht gratis.</p> <p>3 Kurhäuser</p> <p>Sanitätärat Dr. Billinger. Dir. Johann Glau.</p>	<p>Johannisbad</p> <p>Musiksanatorium nach Dr. Lehmann</p> <p>Kuren in giftfreien Pflanzensäften. Schönheitspflege. Behandlung chron. Leiden, besonders Frauenleiden.</p> <p>Sanitätärat Dr. Billinger. Dir. Johann Glau.</p>	<p>Eisenach 26</p> <p>Frl. Dr. med. Szalkay (Ostr. appr.)</p>
--	--	--

Bilz

Sanatorium „Schloss Lössnitz“
 DRESDEN-RADEBEUL. 3 Aerzte.
 Prospekt frei. Das ganze Jahr geöffnet.
 Gute Heilerfolge. Herrliche Lage.

Niederlausitzer Kohlenwerke.
 Bilanz-Conto am 31. März 1906.

Aktiva.		M	Pfr.
Betrieb Zschopkau		3499146	07
Betrieb Fürstenberg		1506401	04
Betrieb Pulsberg		400000	—
Betrieb Hörtitz		493061	03
Betrieb Costebrau (Altwine)		830752	73
Betrieb Costebrau (Unser Fritz)		278710	38
Spektations-Betrieb		115000	—
Kohlenfelder-Conto		110783	95
Bergwerks-Conto		40288	46
Beslände-Conto		124988	97
Conto-Corrent-Conto		1931122	86
Versicherungs-Prämien-Conto		5514	45
Aktiv-Hypotheken-Conto		30850	—
Kautions-Conto		27635	05
Wechsel-Conto		25078	72
Kassa-Conto		51888	35
Bureau-Inventar der Centrale		1	—
		9485115	46

Passiva.		M	Pfr.
Aktien-Kapital-Conto		0000000	—
Reservefonds-Conto		530044	45
Obligations-Conto		775000	—
Grundschuld-Conto		924000	—
Passiv-Hypotheken-Conto		440100	—
Obligations-Tilgungs-Conto		3500	—
Kopern-Einlösungs-Conto		8800	—
Dividenden-Conto		510	—
Conto-Corrent-Conto		345 83	23
Gewinn- und Verlust-Conto		405367	78
		9485115	46

Die in der General-Versammlung am 16. Juni cr auf 8% festgesetzte Dividende pro 1905/06 gelangt auf die Aktien No. 1—4450 gegen Dividendenschein No. 4 sofort bei der **Gesellschaftskasse** in Berlin NW 7, Neue Wilhelmstr. 1 und bei dem **Hankhaus** Carl Neubürger, Berlin W. 8, Französische-Strasse 14 zur Auszahlung.

Gold- u. silb. Medaille Paris 1900

500 M.-Belohnung!

Sommerproben, Gesichtspfeife, Winterer, Zimmer, Faltel, Kaugummi, Zellen, Obst- u. Nahrung, antiseptische Wundmittel u. Kalium u. -Zuge, Hautreinigungsmittel vorhanden nur durch meinen glänzenden neuesten **Schönheitshersteller Pohl** (Patent) u. f. d. r. Erfolg und Unfehlbarkeit garantiert. — Glänzende Zeugnisse. Preis. Bl. 4.— p. Sachpreise nur zu haben bei **Georg Pohl, „Serienhaus 4, „Gloria“**, Berna, Robenlaanstr. 44

Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige Fabrikate zu Originalpreisen gegen bequeme Teilzahlungen ohne Preiserhöhung.

Goerz Triöder Biocole, Hansold's Dachprismen-Feldstecher, Erstkl. Harmoniums.
 Ill. Kataloge kostenfrei.

Inhaber
Schoenfeld & Co., Hermann Roscher, BERLIN SW. 11, Schönberger Str. 9.

Die Hauptströmungen der Literatur d. 19. Jahrhunderts.

Von **Georg Brandes.**
 6 Bde. 9. Aufl. 05. 25 M. Leinwbd. 30 M. Dasselbe: **Wohlf. Ausg.** 6 in 2 Lwbd. 20 M.

Die Philosophie Herakleitos.

d. Dunklen v. Ephes. v. F. Lassalle. 2 Bde. Lex. 8°. Originalausg. 20 M.

Geschichte der menschlichen Ehe

v. Ed. Westermarck. 2. Auflage. 589 Seiten. 10 M. Leinwbd. 11,50 M.

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und sitzungsgeschichtl. Werke gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W 30, Habesburgerstr. 10.

Dr. med. Hofmann's
Kuranstalt für

Herzkrankke

BAD NAUHEIM, Bismarckstr. 1, gegenüb. d. staatl. Badehäusern.
Electrotherapie, Hydrotherapie, Gymnastik, Massage, Diätetik, Röntgenlaboratorium etc.
— Ambulante Behandlung. — Sanatorium.

Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann. Prosp. frei.

Sanatorium
Idyllisch geschützte Lage
inmitten herrlich Buchen-
wälder. Vornehm ein-
gerichtete Räume. Indivi-
duelle Behandlung von
Nerven- Magen- und

Finkenwalde bei Stettin
Frauenleiden, Gicht, Rheumatismus, Zucker-
krankheit. Elektrische (Licht) Bäder, Bestra-
lungstherapie, Vibrationsmassage, Tann-
Brand'sche Massage, Dampf-Heissluftbäder,
Heilgymnastik, Licht-Luft- und Sonnenbäder,
Liegehallen, Tennisplatz. Prospekte durch den

leitenden Arzt Dr. med. **Fritz Bahrmann**.

Detektiv- und Auskunfts-Bureau „Greif“

HANNOVER Georgstr. 16² Teleph. 960.

Ermittelungen, Überwachungen, Familien-Auskünfte
auf jed. Platz. — Empfohlen von Juristen u. ersten Firmen.

Dr. Stadelmann's

Klinik für Nervenkrankke, Dresden-A.,
Hühnerstr. No. 2. Gesunde, ruhige, vornehme
Lage. Erschöpfungszustände, Schlaflosigkeit,
Zwangsvorstellungen, Angstzustände, nervöse
Herz- und Magenstörungen, Migräne u. s. w.

Spezial-Behandlung krampfkranker Kinder

sowie teilbarer, schwer erziehbarer, schwach beamteter u. s. w. Beschränkte Patientenzahl.

Dr. med. Georg Beyer's Sanatorium

für Zuckerkrankke

Dresden-Strehlen, Residenzstrasse Eigenes Laboratorium Näh. im Prospekt.



Bremerhaven
nach den

**Nordsee-
Bädern**

Norderney · Juist
Borkum · Langeoog · Helgoland
Amrum · Wyk a. Föhr · Sylt · Larkölk a. Röm
sowie von

Bremen u. Wilhelmshaven.
nach Wangerooge u. Spiekeroog
Neueste Auskunft erteilt

Erschließung u. direkte
Fahrkarten auf allen
größeren Eisenbahn-
Strecken

Norddeutscher Lloyd
Bremen
Europäische Fahrt

	Berliner-Theater-Anzeigen	
--	----------------------------------	--

Deutsches TheaterAnfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.
Freitag, den 29. Juni**Ein Sommernachtstraum.**

Sonnabend, den 30. Juni

Der Kaufmann von Venedig.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Neues TheaterAnfang 7 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Freitag, den 29. u. Sonnabend, den 30. Juni

Orpheus in d. Unterwelt.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lustspielhaus in BerlinDirection: Dr. Martin Zirkel, Friedrichstr. 238.
Freitag, den 29., Sonnabend, den 30. Juni, und
Sonntag, den 1./7. Abends 8 Uhr.**Das Fest der Handwerker**

Vorher:

Die Verlobung bei der Laterne.

Montag, den 2. Juli, Abds. 8 Uhr, Premiere

Unsere Käthe.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Kleines Theater.Freitag, den 29. Juni u. Sonnabend, 30. Juni
Abends 8 Uhr**Ein idealer Gatte**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Patent	<small>Freiburg 26 Berlin</small>	Arendt
---------------	---------------------------------------	---------------

Wein-Restaurant.**I. Ranges.****Otto Mamsch**

Leipzigerstrasse 94.

Diners 1,50 Mk.

Souper 2 Mk.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

*Dejeuners * Diners * Soupers**Jäglich Concert bis morgens 4 Uhr**Weinhandlung u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.***Sanatorium Marienbad bei Goslar Harz**Phys. diät. Kuranstalt für Nervenleidende u. Erholungsbedürftige.
Moderne Einrichtungen und Heilfaktoren. Uebungstherapie für Rückenmarksliden. Luft-
und Sonnenbäder. Prospekte durch die Verwaltung.

Aerztlicher Director San.-Rat Dr. K. Benno.

Institut für Schlammbehandlung.Chronische u. akute
Gelenk — Nerven —
Frauenleidenlokale Packungen mit **Panzerschlamm**
(Med. Klin. No. 53, 06.)**Dr. H. Karfunkel, Arzt, Friedrichstr. 8.****Panzerschlamm für Hauskuren.**


 Berliner-Theater-Anzeigen
 
KOMISCHE OPER

Direktion: Hans Gregor.

Heute und folgende Tage. Abends 8 Uhr.

Hoffmanns Erzählungen.**Cabaret****Roland von Berlin**

Potsdamerstr. 127. Mensaal.

Dir. Schneider-Dunker u. Rud. Nelson.

Tägl. 11 Uhr. Sonnt. 8 Uhr.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Bildern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.Bender.
Joseph.
Massary.Giampietro.
Steidl.
Lilly Walter.**Landes-Ausstellungs-Park.**Neu erbaut: Festsaal, Café u. Conditorei,
gedeckt. Gartenhallen, Fontaine lumineuse.Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm.
Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.

Täglich: Doppel-Concert.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,
Romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlages hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Heilstätte

für

HerzkrankteDr. med. Tillis. Berlin W., Tauentzienstrasse 19 b.
Prospekte frei.**Dr. Ziegelroth's Sanatorium**

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Erholungsheim

Grossjena

bei Naumburg a. S. (Thüring).

Herzl. Lage. Kleine Besucherzahl.
Mäss. Preise. Prospekte. Neuer Besitzer.

Arthur Schurig

Rétif de la Bretonne.Aus dem Leben und den Büchern eines
Erotomanen.

Mit 4 Blustr. M. 1,20.

Julius Eichenberg, Leipzig, Königstr. 21.

Potsdamer-Str. 75 **Kleiner** Hochbahnstation Bülowstrasse.**Botanischer Garten.**Schöster Naturpark Berlins. Volkspark Entree frei. **Neu eröffnet.**

Täglich gr. Militär-Doppel-Konzerte.

Ia. Bier-Restaurant.

Konditorei und Wein-Restaurant.

Entree an **Wochentagen** 0,25 M. **Sonntagen** 0,33 M. **Saison-Dauerkart.** Erwachsene 8 M. Kinder evtl. 12 Jahre 5 M. Für Familien v. der dritten Karte ab 2 M. Ermässigung. Versuche Vorzusprechen.

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen - Deutsche Levante-Linie Hamburg.



Regelmässiger
wöchentlicher Passagierdienst
zwischen

**MARSEILLE · GENUA ·
NEAPEL · PIRÄUS ·
SMYRNA · KONSTANTINOPEL ·
ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM**
und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt
zum Besuch der Sehenswürdigkeiten.
Unterbrechung der Reise gestattet.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reisen u.a. wende
man sich ausschliesslich an:

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

kuren.
als mit
J. 55.

Sanatorium in Meiningen In Thüringen für **Nervenkrank** u. **Erziehungs**
familiären Charakter. **Moderne physikalisch-diatetisch geleitete Anst.**
Besitzer: **Nervenarzt Dr. med. Carl Adolf Passow.**

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für **Gallensteinleiden** u. **Stoffwechselkrank**

Steuerndieb (H). operationslos

Heerliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Neuerbaut

KURHAUS in **HERINGSBORO**

Berliner Hotel-Gesellschaft

(Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin)

Vereinigung der Rechtsfreunde

für allgemeinen Rechtsschutz G. m. b. H.

Berlin N. 24, Oranienburgerstrasse 14, dicht am Hackeschen Markt und Bahnhof Böse.

Jurist. Leitung: Justizrat Scheda, Dr. jur. Moser.

Abt. I: Rechtssachen jeder Art, Klagen, Eingaben, Prozessvertretung etc.
Abt. II: Detektiv-Centrale: Beobachtungen, Ermittlungen, Creditauskünfte etc.
Abt. III: Incasso! Ausklagung u. Einziehung aussteh. Forderung. Im In- u. Ausland.
Ununterbroch. Sprechzeit 8 $\frac{1}{2}$ –8, Sonntags 9–1. Grundgeb. 0,75, schriftl. 1,10 M. (Beiferm.)

Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

und Badhaus.

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
Zimmer von Mk. 3.– an, mit Pension von Mk. 10.– an.

Detektiv-

Institut v. Fuchs, Berlin, Zossenstrasse 20
besorgt Auskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts.
Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

Fusschweiss auch Hand und Achselchweiss
sofort geruchlos und normal durch

„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-
Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken.
Echt einzig und allein bei **Max Arndt**,
Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Spiele Sie in der Lotterief
Wenn ja, so haben wir Ihnen gratis eine hoch-
wichtige Mitteilung zu machen, worüber Sie
sicher erfreut sein werden. Postkarte genügt.
Wendels Verlag, Dresden. 30/37.

Die Heizung der Zukunft.

Eine Wärmequelle
ohne Rauch
ohne Russ,
ohne Ausdunstung,
sauber,
bequem,
stets betriebsfertig.

Keine Bedienung erforderlich!
Von Autoritäten als die gesündeste Heizung
anerkannt.

Elektrische Kryptol- Patronen- Oefen

Kryptol, G. m. b. H.,
Bremen.

Verlangen Sie Preisliste 110.

„Observer“

Unternehmen für
Zeitungs Ausschnitte
Wien I, Concordiaplatz 4.
Best alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitungs-Ausschnitte
über jedes gewünschte Thema.

— Prospekte gratis. —

Waldemar Stahlknecht

Neuhaldensleben



Kauskeram. Erzeugnisse
Bronce-Gefässe
u. **Blumenkübel**
(in Terrakotta)

schiefergrüne,
geschliff. Fonds
Pol. plast.
Goldornamente
Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich in den Luxus-
geschäften. Wenn nicht
auch direct.

„Sanatorium Zackental“

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.
Fernsprecher 27.
oberhalb

Petersdorf Im Riesengebirge

(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände,
Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr.
Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen,
Vibrationsmassage, Inhalatorium nach
Dr. Heryng, Luftbad, Liegehallen.

Centralwarmwasserheizung, elektr. Be-
leuchtung. Romantische windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. See-
höhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet
Näheres Dr. med. Hartsch, dirig. Arzt
oder Administration in Berlin S.-W.,
Möckernstr. 118.



„Die beliebteste Cigarette unserer Zeit!“
 „Die köstliche Gabe des Orients!“
 „Die genussreichste Gesellschafterin traulicher
 Stunden!“

„Salem Aleikum!“

Salem Aleikum-Cigaretten
 Keine Ausstellung nur Qualität. Lose: No. 3 4 5 6 8 10
 3 4 5 6 8 10 Pfg. pr. Stck.

Schauspielschule des Deutschen Theaters zu Berlin.

Direktion: Max Reinhardt.

A. Technische Ausbildung. B. Rollenstudium. C. Abendkursus.

Lehrkräfte: Gertrud Eysoldt, Hedwig Wangel, Prof. Siegwart Friedmann, Max Reinhardt, Prof. Alexander Strakosch, Friedrich Kayssler, Albert Steinrück, Eduard v. Winterstein, Dr. Emil Milan, Felix Hollaender, J. M. Lepanto, Berthold Held.

Im September 1906 beginnt ein neuer Kursus.

Aufnahmeprüfungen Anfang September 1906.

Prospekte versendet kostenlos das Bureau der Schauspielschule, in den Zellen 21.



Regelmässige
 Schnell-Postdampfer-Verbindungen

von
BREMEN
 nach
AMERIKA

New-York über Southampton-Cherbourg
 LONDON PARIS

Baltimore-Galveston-Cuba

Südamerika-Brasilien-LaPlata

Mittelmeer-Aegypten

Ostasien-Australien

Specialprospekte werden auch von
 sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd

Bremen